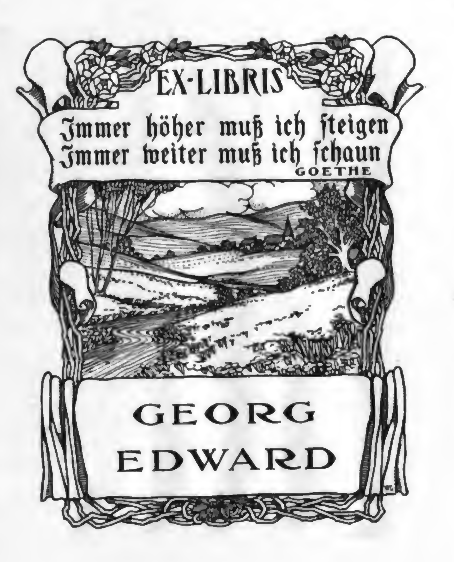
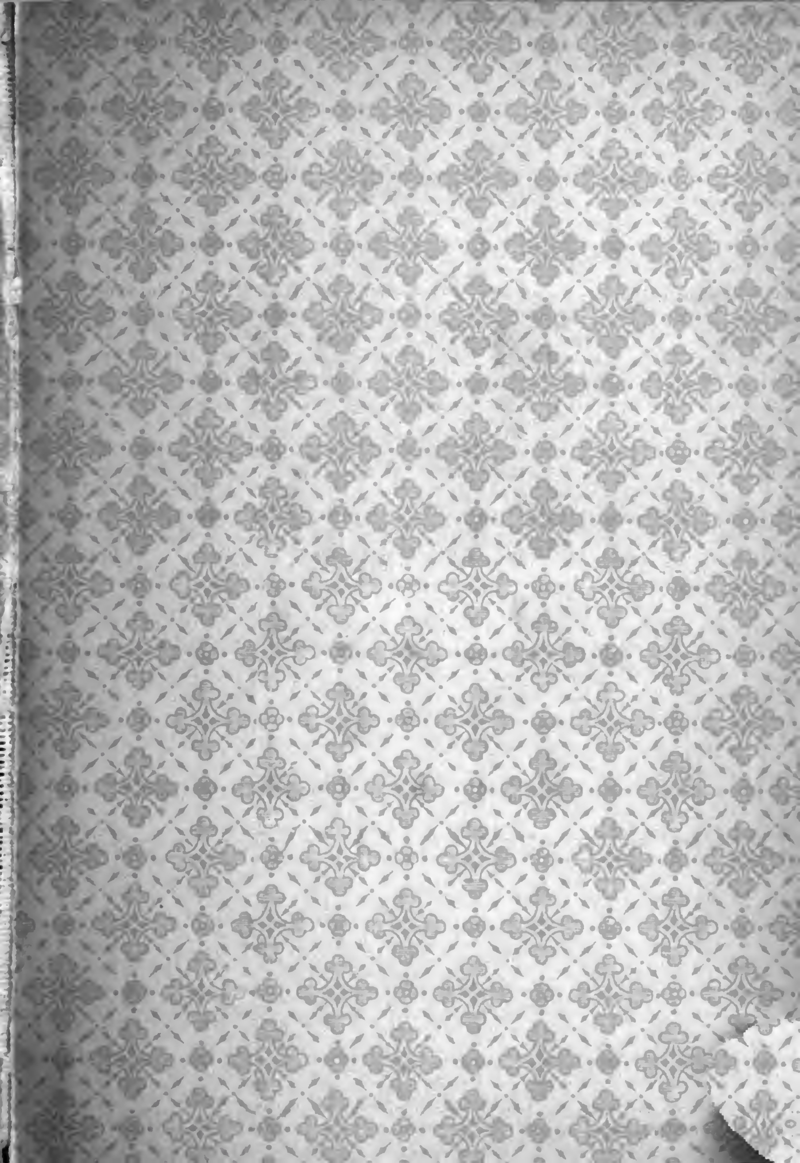
BD. UNSER HERZ

Guy de Maupassant, Georg Freiherr von Ompteda









Guy de Maupassant

Gesammelte Werke

Guy de Maupassant

Gesammelte Werke

Frei übertragen von

Georg Freiherrn von Ompteda

Zweite Serie

Achter Band



Berlin W
F. Fontane & Co.
1902

Guy de Maupassant

Unser Herz

Roman

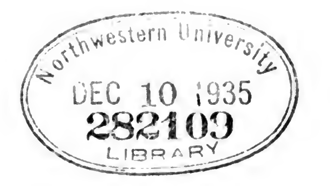
Frei übertragen von

Georg Freiherrn von Ompteda

= Berechtigte Übersetzung =



Berlin W
F. Fontane & Co.
1902



Unser Herz

Achter Band

Erster Teil

I.

Eines Tages sagte der Musiker Massival, der berühmte Komponist der Rebecca, den man seit fünfzehn Jahren ‚den jungen und großen Meister‘ nannte, zu seinem Freunde André Mariolle:

— Warum hast Du Dich eigentlich nie Frau Michaela von Burne vorstellen lassen? Ich kann Dir bloß sagen, das ist eine der elegantesten Frauen von Paris.

— Weil ich in diese Kreise gar nicht passe.

— Oh, da täuschst Du Dich. Ihr Salon ist wirklich originell, modern, künstlerisch sehr anregend. Dort wird thatsächlich gute Musik gemacht, und die Unterhaltung ist so geistreich wie nur je bei den geistreichen Damen des vorigen Jahrhunderts. Ich glaube, Du würdest dort sehr gut aufgenommen werden; einmal, weil Du so vorzüglich Violine spielst, und dann weil von Dir allerlei Schönes dort gesagt worden ist. Dann auch, weil man weiß, daß Du kein Allerweltsmensch bist und Dir die Leute aussuchst, bei denen Du verkehrst.

Mariolle fühlte sich geschmeichelt, aber er zögerte noch, indem er annahm, daß die junge Frau dieser

dringenden Aufforderung nicht ganz fern stände. Er sagte:

— Ach, mir liegt nicht viel daran! — Aber in den absichtlich wegwerfenden Ton mischte sich schon halb die Absicht, hinzugehen.

Massival fuhr fort:

— Soll ich Dich dieser Tage mal einführen? Übrigens kennst Du sie ja aus unsern Gesprächen, wir, die Intimen ihres Hauses, sprechen doch genug von ihr. Sie ist eine auffallend hübsche Frau, achtundzwanzig Jahr alt, sehr klug, und will sich nicht ein zweites Mal wieder verheiraten, denn sie ist in ihrer ersten Ehe sehr unglücklich gewesen. Bei ihr trifft man lauter nette Leute. Es verkehren dort nicht zu viel Herren aus den Klubs oder aus der großen Gesellschaft, nur gerade genug, um der Sache einen Anstrich zu geben. Sie wird sich gewiß freuen, wenn ich Dich ihr bringe.

Mariolle war schon besiegt und sagte:

— Meinetwegen, also mal nächster Tage.

Am Anfang der nächsten Woche kam der Komponist zu ihm und fragte:

— Hast Du morgen Zeit?

— Gewiß . . .

— Gut. Dann komm' morgen mit zu Tisch zu Frau von Burne. Sie hat mir gesagt, ich soll Dich einladen.

Mariolle antwortete, nachdem er anstandshalber ein paar Sekunden überlegt:

— Schön. Ich komme.

André Mariolle war ungefähr siebenunddreißig Jahr alt, Junggeselle, ohne Beruf. Er war reich genug, um ganz zu leben, wie er wollte, zu reisen und sich sogar eine recht hübsche Sammlung moderner Gemälde und schöner Altertümer anzulegen. Man fand, er sei ein geistreicher Mensch, etwas phantastisch, ein wenig ungebunden, launenhaft, ein bißchen von oben herab, der den Einsiedler spielte, mehr aus Hochmut als aus Schüchternheit. Er war sehr begabt, fein, aber etwas indolent. Er besaß Talent zu allem und hätte vielleicht manches unternehmen können, aber er hatte sich begnügt, das Leben zu genießen als Zuschauer oder vielmehr als Amateur. Hätte er kein Geld gehabt, so wäre er ohne Zweifel etwas Berühmtes oder wenigstens Bemerkenswertes geworden. So, im Wohlstand geboren, machte er sich immer Vorwürfe, daß er nicht zu Stellung, Rang und Würden gekommen war. Allerdings hatte er verschiedene, aber zu schwächliche Versuche gemacht, sich in den Künsten zu bethätigen. Zuerst in der Litteratur: er veröffentlichte nette, gutgeschriebene Reiseberichte; sodann in der Musik: er spielte Violine und erwarb sich auf diesem Instrument sogar bei Berufsmusikern einen geachteten Amateurnamen; endlich in der Plastik, jener Kunst, bei der eine gewisse Geschicklichkeit, oder die Gabe, kecke und bizarre Figuren hinzuwerfen, in den Augen des Laien Können und Tiefe ersetzen. Seine Statuette: ‚Tunesischer Masseur' war sogar vergangenes Jahr im Salon beachtet worden.

Er ritt vorzüglich, und es hieß, er wäre auch

ein ausgezeichneter Fechter, obgleich er diese Kunst nie in der Öffentlichkeit zeigte, vielleicht aus demselben Gefühl der Unsicherheit, das ihn auch abhielt, sich in der großen Welt zu bewegen, wo er ernste Rivalen hätte fürchten müssen.

Aber seine Freunde schätzten ihn alle, lobten ihn ohne Ausnahme, möglicherweise, weil er ihnen nicht im Licht stand. Jedenfalls nannte man ihn einen zuverlässigen guten Freund und eine sehr sympathische Persönlichkeit.

Er war hager, groß, hatte einen schwarzen, an den Wangen kurz geschnittenen, spitz zulaufenden Vollbart, sein schon ergrauendes Haar war sorgfältig gekräuselt. Aus braunen, klaren, lebhaften, mißtrauischen und ein wenig harten Augen blickte er in die Welt.

Die meisten seiner intimen Freunde waren Künstler: der Romanschriftsteller Gaston von Lamarthe, der Komponist Massival und die Maler Jobin, Rivollet und De Mandol, die sehr viel auf seinen Verstand, seine Freundschaft, seinen Geist und sein Urteil zu geben schienen, obgleich sie ihn im Grunde mit der vom Erfolg untrennbaren Eitelkeit für einen sehr liebenswürdigen, gescheiten Dilettanten hielten.

Seine stolze Zurückhaltung schien zu sagen: „ich bin nichts, weil ich nicht gewollt habe, etwas zu sein." Er lebte also im engen Kreis und mochte nicht die elegante Courmacherei und nicht die bekannten Salons, wo andere eine größere Rolle gespielt hätten als er und wo er nichts gewesen wäre als eine Nummer unter vielen.

Er wollte nur dort verkehren, wo man seine verborgenen Eigenschaften unbedingt schätzte, und er war nur sofort darauf eingegangen, Frau von Burne zu besuchen, weil gerade seine besten Freunde, die, die überall seine versteckten Vorzüge laut priesen, bei der jungen Frau verkehrten.

Sie bewohnte ein hübsches Zwischengeschoß Rue du Général Foy, hinter der Kirche St. Augustin. Zwei Zimmer gingen auf die Straße, das Eßzimmer und ein Salon, wo sie empfing. Zwei andere hatten die Aussicht auf einen schönen Garten, den aber der Hauswirt benutzte. Zuerst ein zweiter Salon, sehr groß, tiefer als breit, mit drei Fenstern nach den Bäumen hinaus, deren Blätter die Läden streiften. Dort standen außergewöhnlich kostbare, aber einfache Gegenstände und Möbel von reinem, gutem Geschmack und sehr großem Wert. Die Stühle, die Tische, die kleinen Schränke und Etagèren, die Bilder, die Fächer, die Porzellanfiguren in einer Vitrine, die Vasen, die Statuetten, der große Gobelin, der ganze Schmuck dieses Salons einer jungen Frau fesselten das Auge durch ihre reinen Formen, ihr Alter oder ihre Eleganz. Um diese Wohnung einzurichten, auf die sie beinah ebenso stolz war wie auf sich selbst, hatte sie die Mitarbeit, die Kennerschaft, die Freundschaft, die Gefälligkeit und den Finderinstinkt aller Künstler aufgeboten, die sie kannte. Sie hatten für sie, die reich war und gut zahlte, Dinge aufgetrieben von jener Eigenart, die nicht den gewöhnlichen Liebhabergeschmack zeigte. Und mit ihrer Hilfe hatte sie sich ein Heim hergestellt, von dem man sprach, das

sich nur schwer jemandem öffnete und wo, wie sie sich einbildete, man sich besser unterhielt und lieber hinkam, als in die banalen Wohnungen aller übrigen Damen der Gesellschaft.

Es war sogar eine ihrer Lieblingstheorien, zu behaupten, daß der Farbenton der Wände, der Stoffe, die Bequemlichkeit der Sitze, die Schönheit der Formen, der Reiz des Ganzen dem Blick ebenso wohlthue, ihn fessele und banne, wie ein Frauenlächeln. Sympathische oder unsympatische Einrichtungen, sagte sie, seien sie reich oder ärmlich, ziehen an oder stoßen ab, genau wie die Wesen, die darin wohnen. Sie regen das Herz an oder schläfern es ein, reizen den Geist oder berühren ihn eisig, bringen die Menschen zum Sprechen oder zum Schweigen, machen traurig oder lustig, kurz, geben jedem Besucher sofort den Gedanken ein, ob er bleiben soll oder fortgehen.

Mitten in diesem ein wenig dunklen langgestreckten Raum hatte ein großer Flügel, zwischen zwei Jardinièren mit lebenden Blumen, den Ehrenplatz und beherrschte den Raum. Weiter führte eine hohe Flügelthür in den Nebenraum, das Schlafzimmer, das wiederum mit einem Toilettenzimmer in Verbindung stand, das groß war, gleichfalls elegant, die Wände, wie der Salon eines Landhauses, mit persischer Leinwand bespannt, und in dem Frau von Burne sich gewöhnlich aufhielt, wenn sie allein war.

Sie war mit einem Thunichtgut von äußerlich guten Formen verheiratet gewesen, einem jener Haustyrannen, vor denen alles auf dem Bauch liegen

soll, und war zuerst totunglücklich. Fünf Jahre hindurch hatte sie die Forderungen, die Härten, die Eifersucht, sogar die Brutalitäten dieses unerträglichen Menschen ausgehalten, und ganz niedergeschmettert, erschrocken vor Staunen, hatte sie sich zuerst nicht einmal empört gegen ein solches Eheleben, ganz erdrückt von dem despotischen, quälerischen Willen dieses brutalen Mannes, dessen Opfer sie geworden.

Eines Abends, als er heimkehrte, starb er an einem Bluterguß. Und als man den Körper ihres Mannes hereintrug, in eine Decke gewickelt, starrte sie ihn an und konnte garnicht glauben, daß sie wirklich erlöst sei, obgleich sie ein Gefühl des Glücks und der Erlösung empfand, aber dabei gräßliche Angst, es nur ja nicht merken zu lassen.

Sie war unabhängiger Natur, heiter, konnte sogar ausgelassen sein, verführerisch und schmiegsam, manchmal plötzlich etwas frei, von jenem Geist, der in das Wesen gewisser junger Mädchen in Paris dringt, die von Jugend auf den scharfen Hauch der Boulevards empfunden haben, in den sich jeden Abend durch die offenen Thüren der Theater etwas mischt von den Stücken, die man dort beklatscht oder auspfeift. Aber trotzdem hatte sie von ihrer fünfjährigen Sklaverei eine seltsame Schüchternheit bewahrt, die sich auf eigene Art mit der früheren Keckheit mischte, eine große Angst, zu viel zu sagen, zu viel zu thun, mit der brennenden Lust, über den Strang zu schlagen, und dem festen Entschluß, auf keinen Fall sich wieder fesseln zu lassen.

Ihr Gatte, als Gesellschaftsmensch, hatte sie erzogen, zu repräsentieren wie eine stumme, elegante, höfliche, angeputzte Sklavin. Unter den Freunden dieses Tyrannen befanden sich viele Künstler, die sie neugierig empfangen, denen sie mit Freude gelauscht hatte, ohne jemals zu wagen, ihnen zu zeigen, daß sie sie verstand und schätzte.

Als sie die Trauer abgelegt hatte, lud sie eines Abends einige von ihnen zu Tisch ein. Zwei entschuldigten sich, drei nahmen an und fanden zu ihrem Erstaunen eine junge Frau mit offenem Geist, mit reizendem Benehmen, bei der sie sich wohl fühlten, die ihnen mit Liebenswürdigkeit sagte, wie sie sich über ihren früheren Verkehr in ihrem Hause gefreut habe.

So traf sie denn allmählich unter ihren früheren Bekannten, von denen sie bisher übersehen oder mißverstanden worden, ganz nach ihrem Geschmack die Wahl und begann als Witwe, als Frau, die niemandem Rechenschaft schuldig ist, aber unbedingt eine anständige Frau bleiben will, in ihrem Hause zu empfangen, was es an begehrten Männern in Paris gab, während sie nur einige Damen bei sich sah. Die ersten Freunde wurden ihre Intimen, bildeten sozusagen einen Grundstock, zogen die anderen herbei und gaben dem Haus den Anstrich einer kleinen Hofhaltung, wo jeder, der dort verkehrte, entweder einen Wert oder einen Namen besaß, denn ein paar besonders erlesene Titel fanden sich unter den geistig Minderwertigen.

Ihr Vater, Herr von Pradon, der die Wohnung

über ihr innehatte, diente ihr als Respektsperson und Begleiter. Ein alter, eleganter, geistreicher Kavalier der, immer in ihrer Nähe, sie mehr als Dame denn als seine Tochter behandelte und den Donnerstagdiners, die in Paris bald bekannt, bald genannt und sehr begehrt waren, präsidierte. Immer mehr Leute wollten vorgestellt sein und wünschten eingeladen zu werden. Man sprach über sie, und manchmal wurden sie, gewissermaßen nach Abstimmung des intimen Kreises, abgelehnt. Geistreiche Redensarten, die dort gefallen, machten in der Stadt die Runde. Junge Schauspieler, Dichter und Künstler traten hier zuerst auf und erhielten gewissermaßen die Weihe für das große Publikum. Langhaarige Kunstjünger, die Gaston von Lamarthe einführte, wurden vom Klavier durch ungarische Violinisten, die Massival gebracht, abgelöst; exotische Tänzerinnen zeigten sich, ehe sie öffentlich im Edentheater und den Folies-Bergeres erschienen, dort zuerst.

Übrigens besaß Frau von Burne, die vorsichtig von ihren Freunden bewacht ward und von ihrer kurzen Gesellschaftszeit unter der Leitung ihres Haustyrannen eine unangenehme Erinnerung behalten hatte, die Klugheit, den Kreis ihrer Bekannten nicht zu sehr auszudehnen. Befriedigt und zugleich in Angst über das, was man etwa über sie sagen und denken konnte, überließ sie sich ihren, ein wenig zigeunerhaften Neigungen nur mit der größten bürgerlichen Ehrbarkeit. Sie hielt auf ihren Ruf, vermied Tollheiten, blieb immer tadellos in ihren Ideen, maßvoll in

etwaigen Keckheiten und nahm sich in Acht, daß nie der Verdacht irgend einer Liebelei, einer Intrigue, einer Liaison aufkommen konnte.

Alle der Reihe nach hatten versucht, sie sich zu gewinnen, und es hieß, keinem sei es geglückt. Erstaunt gestanden sie es sich untereinander, denn die Männer wollen an die Tugend einer unabhängigen Frau, vielleicht mit Recht, nicht glauben. Eine Legende ging über sie um. Es hieß, ihr Mann hätte im Anfang ihrer ehelichen Beziehungen eine so empörende Brutalität gezeigt und so unerhörte Forderungen gestellt, daß sie ein für alle Mal von der Liebe zu einem Mann geheilt sei. Die Intimen sprachen manchmal darüber. Sie kamen schließlich immer mehr zum Schluß: ein junges Mädchen, das in dem Traum zukünftiger Zärtlichkeiten, in der Erwartung eines beunruhigenden Geheimnisses, mit dem die Vorstellung von etwas Unanständigem und Unsauberem, aber doch so Entzückendem und Auserlesenem verknüpft sein sollte, erzogen ist, müßte ganz erschüttert sein, wenn ihr das wahre Gesicht der Ehe durch einen rohen Kerl enthüllt wird.

Georg von Maltry, der Philosoph für die Welt, lächelte leise und fügte hinzu:

— Ihre Stunde wird schon kommen. Bei solchen Frauen kommt sie immer; je länger sie wartet, desto mehr packt es sie einmal. Bei dem künstlerischen Geschmack unserer Freundin wird sie noch auf einen Sänger oder Pianisten hereinfallen.

Gaston von Lamarthe war anderer Ansicht. Als

Romancier, Beobachter und Psychologe, der die Menschen der Gesellschaft studiert hatte, von denen er übrigens sehr treffende ironische Porträts entwarf, behauptete er, die Frauen unfehlbar zu kennen, zu durchschauen. Er klassificierte Frau von Burne unter die modernen Entgleisten, deren Typus er in seinem interessanten Roman „Eine von ihnen" aufgestellt. Er zuerst hatte das „neue Weib" gezeichnet, das ganz von seinen hysterischen Nerven abhängt, von tausend widersprechenden Gelüsten, nicht wirklichen Begierden, gequält wird, das von allem enttäuscht ist, ohne es genossen zu haben, dieses Produkt der heutigen Zustände, der Übergangszeit, der Gegenwart, des modernen Romans, dieses neue Weib, ohne Begeisterung, ohne Hingebung, das bald launenhaft wie ein verzogenes Kind, bald blasiert wie ein skeptischer Greis sich gebärdet.

Wie alle anderen, war er mit seinen Verführungskünsten gescheitert.

Alle Intimen des Hauses waren der Reihe nach in Frau von Burne verliebt gewesen, und nachdem die Krise erfolgt, blieben sie doch alle, wenn auch in verschiedenem Maße, ihr ergeben. Sie hatten allmählich etwas wie eine kleine Gemeinde gebildet, eine Sekte, eine Kirche; sie war das Heiligenbild, von dem immer gesprochen ward. Und selbst wenn sie nicht bei ihr waren, unterlagen sie ihrem Reiz. Sie rühmten sie, sie feierten sie, sie kritisierten sie oder waren nicht mit ihr einverstanden, je nach dem Tag, nach der Laune oder Liebenswürdigkeit, die sie gezeigt.

Sie waren unausgesetzt eifersüchtig aufeinander, bespähten sich ein wenig und hielten vor allen Dingen zusammen, um auf keinen Fall irgend einen gefährlichen Konkurrenten einzulassen. Es waren sieben Hauptfreunde des Hauses: Massival, Gaston von Lamarthe, der dicke Fresnel, der junge Mode-Philosoph und elegante Gesellschaftsmensch Georg von Maltry, der berühmt war durch seine paradoxen Ideen, seine große Belesenheit, seine Unterhaltungsgabe, der immer auch für seine leidenschaftlichsten Bewunderer unfaßlich blieb durch sein Äußeres wie durch seine Theorien. Zu diesen von ihr ausgesuchten Leuten waren noch ein paar als gescheit bekannte Herren der großen Welt gekommen: Graf Marantin, Baron Gravil und zwei oder drei andere.

Die Bevorzugten dieser Elitetruppe schienen Massival und Lamarthe zu sein, die offenbar die Gabe besaßen, die junge Frau zu unterhalten. Sie mochte ihre künstlerische Ungeniertheit gern, ihre Art zu reden, ihre Geschicklichkeit, sich über jeden Menschen lustig zu machen, sogar, wenn sie es litt, ein wenig über sie selbst. Aber die natürliche oder gewollte Vorsicht, nie einem ihrer Bewunderer eine größere oder auffallendere Bevorzugung zu Teil werden zu lassen, unterhielt zwischen ihnen eine Art mit Feindseligkeit gespickter Freundschaft und eine fortwährende geistige Regsamkeit, die sie interessant machte.

Es kam wohl vor, daß einer von ihnen, um den anderen einen Possen zu spielen, irgend einen Freund vorstellte; aber, da dieser Freund nie ein sehr be-

deutender oder sehr interessanter Mann zu sein pflegte, zögerten die übrigen, die sich gegen ihn verbündet, doch, ihn auszuschließen.

So führte Massival seinen Freund Mariolle ins Haus.

Ein Diener in schwarzem Frack rief die Namen in den Salon:

— Herr Massival!

— Herr Mariolle!

Unter einer Wolke von rosa Seide, einem riesengroßen Lampenschirm, der auf einen viereckigen Tisch aus antikem Marmor das strahlende Licht einer großen Lampe warf, die auf einer hohen, broncenen Säule stand, sah man einen Frauenkopf und vier Männer über ein Album gebeugt, das Lamarthe mitgebracht hatte. Der Romancier stand zwischen ihnen, wendete die Blätter um und erklärte.

Einer der Köpfe drehte sich herum, und Mariolle, der herantrat, sah nun ein helles, blondes, etwas rötliches Gesicht, dessen Härchen an den Schläfen wie Flammen zu brennen schienen. Die feine, etwas aufgestülpte Nase gab den Zügen etwas Lächelndes, der Mund mit den hübsch gezeichneten Lippen, die Grübchen in den Wangen, das etwas vorspringende, geteilte Kinn gaben ihm einen spöttischen Ausdruck, während die Augen in seltsamem Widerspruch dazu etwas Melancholisches hatten. Sie waren blau, von einem matten Blau, das wie gewaschen und poliert aussah, und in der Mitte leuchteten runde, schwarze Pupillen. Dieser eigentümlich strahlende Blick ließ

den Gedanken an Morphium aufkommen oder an das künstliche Mittel der Belladonna.

Frau von Burne stand auf, streckte ihm die Hand entgegen, bewillkommnete ihn und dankte, daß er gekommen sei:

— Ich hatte meine Freunde lange gebeten, Sie mir doch einmal zuzuführen! sagte sie zu Mariolle, — aber ich muß so etwas immer mehrmals sagen, ehe man es thut.

Sie war groß, elegant, ein wenig langsam in ihren Bewegungen, mäßig dekolletiert, sodaß man kaum den oberen Teil ihrer schönen Schultern sah, deren Teint der Rothaarigen im hellen Licht jetzt wundervoll leuchtete. Und doch waren ihre Haare nicht rot, sondern von jener unbeschreiblichen Farbe, die welkes Laub im Herbst hat.

Sie stellte Mariolle ihrem Vater vor, der ihm die Hand reichte.

Die Herren plauderten in drei Gruppen vereinigt und schienen sich ganz wie zu Haus zu fühlen, als wären sie gewissermaßen in ihrem gewohnten Klub, in den die Anwesenheit einer Dame etwas Galantes brachte.

Der dicke Fresnel sprach mit Graf Marantin. Die Beharrlichkeit, mit der Fresnel immer hier erschien und die Bevorzugung, die ihm Frau von Burne zu teil werden ließ, ärgerte manchmal seine Freunde. Er war noch jung aber schon fett, aufgedunsen, außer Atem; er hatte fast keinen Bart, und auf dem Kopf wuchsen ihm unbestimmt wirre, helle Haare.

Da er etwas gewöhnlich und langweilig war, hatte er der jungen Frau gegenüber nur ein Verdienst — in seinen Augen etwas sehr Wichtiges, den anderen aber unangenehm — daß er sie blind liebte, heißer und mehr, als alle anderen zusammen. Man hatte ihn den Seehund getauft. Er war verheiratet, aber nie war davon die Rede, daß er etwa einmal seine Frau mitbrächte, von der man sagte, sie wäre fürchterlich eifersüchtig. Vor allen Dingen waren Lamarthe und Massival empört über die augenscheinliche Sympathie ihrer Freundin für diesen kurzatmigen Kerl. Und wenn sie sich ab und zu nicht enthalten konnten, ihr diesen schlechten Geschmack vorzuwerfen, diesen egoistischen und gewöhnlichen Geschmack, antwortete sie lachend:

— Ich habe ihn gern, wie einen treuen Hund.

Gaston von Lamarthe unterhielt sich mit Georg von Maltry über die neueste, noch nicht ganz sichere Entdeckung der Bazillenforscher.

Maltry entwickelte seine Ansicht mit feiner, unendlicher Überlegung, und der Romancier Lamarthe ging mit Begeisterung darauf ein, mit jener Leichtigkeit, mit der Schriftsteller ohne Kontrolle alles entgegennehmen, was ihnen originell und neu scheint.

Der Philosoph der Gesellschaft war aschblond, schmal und groß, in den Frack eingeschnürt, der in der Taille ganz eng saß. Aus dem weißen Kragen wuchs sein feiner Kopf heraus, bleich, mit glatt anliegendem, blondem Haar, das aussah, als wäre es darauf geklebt.

Lamarthe aber, Gaston von Lamarthe, von dem behauptet wurde, er hätte einigen Adelsstolz und gäbe etwas auf gesellschaftliche Beziehungen, war in erster Linie Schriftsteller; ein unerbittlicher, fürchterlicher Sittenschilderer, mit einem Auge begabt, das die Bilder, die Stellungen, die Bewegungen mit der Schnelligkeit und Genauigkeit eines photographischen Apparates aufnahm, besaß er einen natürlichen Instikt für das Romanmäßige, wie ein Jagdhund. Er suchte von früh bis abends Romanstoffe. Vermöge seiner beiden einfachen Eigenschaften, einer klaren Anschauung der Dinge und einer instinktiven Ahnung dessen, was darunter liegt, gab er seinen Büchern, die nicht in der gewöhnlichen Technik der psychologischen Schriftsteller abgefaßt waren, sondern wie ein Stück zuckenden Menschenleibes aus vollster Wirklichkeit gerissen schienen, Farbe, Ton, Anschauung und Beweglichkeit des Lebens selbst.

Jedesmal, wenn von ihm ein Roman erschien, gab es eine Aufregung in der Gesellschaft, Vermutungen, Heiterkeitsausbrüche, Wutanfälle, denn man meinte immer bekannte Persönlichkeiten, nur leicht maskiert, zu erkennen. Und wenn er durch die Salons ging, blieb förmlich etwas wie Unruhe zurück. Übrigens hatte er einen Band intimer Erinnerungen veröffentlicht, in dem sich viele Herren und Damen seiner Bekanntschaft porträtiert fanden, ohne böse Absicht, aber so scharf und genau, so streng, daß sie alle erbittert waren. Jemand hatte ihn getauft: „Sieh-Dich-für.“

Er besaß eine rätselvolle Seele, ein verschlossenes Herz, und es hieß, er habe früher einmal eine große Leidenschaft für eine Frau gehabt, die ihm viel Leid zugefügt, und räche sich nun an allen anderen.

Massival und er verstanden sich außerordentlich gut, obgleich der Komponist eine ganz andere Natur war. Offener, mitteilsamer, vielleicht weniger von allem gepackt, aber äußerlich empfindlicher. Er hatte zuerst zwei große Erfolge gehabt: eine Oper in Brüssel, die nachher auch in Paris gegeben worden war, wo sie in der Komischen Oper großen Beifall gefunden; dann eine zweite, die sofort von der großen Oper angenommen worden, und von der man sofort der Überzeugung war, daß hier ein großes Talent zu Worte kam. Dann war jener Stillstand über ihn gekommen, der wie eine Lähmung die meisten der lebenden Künstler packt. Sie werden nicht alt in Ruhm und Erfolg wie einst ihre Väter, sondern scheinen im besten Alter die Kraft zu verlieren. Lamarthe pflegte zu sagen: „Heut zu Tage giebt es in Frankreich nur große Männer, die gescheitert sind."

Massival schien jetzt gerade besonders in Frau von Burne verliebt, und unter den Freunden wurde etwas darüber geredet. Als er ihr nun mit anbetender Miene die Hand küßte, blickten ihn alle an.

Er fragte:

— Kommen wir zu spät?

Sie antwortete:

— Nein, ich erwarte noch Baron Gravil und die Marquise von Bratiane.

— Oh das ist nett, die Marquise. Da werden wir heute abend musizieren.

— Das hoffe ich.

Die beiden, die noch fehlten, traten ein. Die Marquise war vielleicht etwas zu klein, denn sie war ziemlich wohlbeleibt. Sie war geborene Italienerin, lebhaft, mit schwarzen Augen, schwarzen Wimpern, schwarzen Augenbrauen, schwarzem Haar, so dicht gewachsen, daß es auf der Stirn herunterging bis beinah zu den Augen. Sie hatte von den Damen der Gesellschaft die schönste Stimme.

Der Baron war ein eleganter Mann, etwas engbrüstig, mit einem großen Kopf, und ohne sein Cello nicht zu denken. Er war leidenschaftlicher Musiker und ging nur dorthin, wo Musik gemacht wurde.

Es wurde gemeldet, es sei angerichtet. Frau von Burne nahm Mariolles Arm und ließ die Gäste an sich vorbeigehen. Als sie dann als letzte im Salon geblieben waren, warf sie auf ihn, in dem Augenblick, wo auch sie folgen sollten, einen flüchtigen Blick ihrer blassen Augen mit der schwarzen Pupille, einen Blick, in dem er ein größeres Interesse zu finden glaubte, als sonst hübsche Damen für ihren Tischherrn haben, den sie zum ersten Mal sehen.

Das Diner war beinah ein bißchen traurig und einsilbig. Lamarthe war nervös und schien es auf alle anderen abgesehen zu haben. Nicht offen feindlich, denn er hielt auf gute Manieren, aber mit jener undurchdringlichen schlechten Laune umpanzert, die

jede Unterhaltung zu Eis erstarren läßt. Massival war nachdenklich, aß wenig und blickte ab und zu die Frau des Hauses verstohlen an, die den Eindruck machte, als wäre sie gar nicht zu Hause. Sie war unaufmerksam, lächelte als Antwort, ward dann sofort wieder ernst. Sie mußte wohl an etwas denken, das sie sehr beschäftigte und das sie an diesem Abend noch mehr in Anspruch nahm, als ihre Freunde. Aber trotzdem gab sie sich Mühe, liebenswürdig zu sein, so weit es nötig war, vor allem gegen die Marquise von Bratiane und Mariolle. Aber das that sie mehr pflichtschuldigst und gewohnheitshalber; man sah, wie ihre Gedanken anderwärts weilten. Fresnel und Herr von Maltry stritten sich über die zeitgenössische Dichtung. Fresnel hatte von der Dichtung die üblichen Ansichten der Gesellschaftsmenschen und Herr von Maltry die unumstößlichsten Ideen über das Gemeine der kompliziertesten Versemacher.

Noch mehrmals, während sie bei Tisch saßen, begegnete Mariolle dem forschenden Blick der jungen Frau, der aber weniger bestimmt, weniger neugierig schien. Nur die Marquise von Bratiane, Graf Maratin und Baron Gravil sprachen ununterbrochen über eine Menge Dinge.

Nach Tisch setzte sich Massival, der immer melancholischer geworden war, an das Klavier und schlug ein paar Töne an. Frau von Burne schien aufzuwachen und stellte sofort ein kleines Programm zusammen aus ihren Lieblingsstücken.

Die Marquise war gut bei Stimme, und an-

geregt durch die Gegenwart Massivals sang sie wie eine echte Künstlerin. Der Komponist begleitete sie mit jenem melancholischen Gesicht, das er anzunehmen pflegte, wenn er spielte. Seine Haare, die er lang trug, streiften den Kragen seines Rockes, und gingen mit dem gelockten, feinen, leuchtenden Bart zusammen. Er war von vielen Frauen geliebt worden, und sie stellten ihm noch immer nach, wie es hieß. Frau von Burne saß nahe am Klavier, hörte andächtig zu, schien ihn zu gleicher Zeit zu betrachten und doch nicht zu sehen. Und Mariolle ward etwas eifersüchtig. Er war nicht gerade eifersüchtig auf diese beiden, aber in seiner männlichen Eitelkeit fühlte er sich bei diesem Frauenblick auf einen berühmten Mann etwas gedemütigt durch das Gefühl, daß sie uns einschätzen je nach der Berühmtheit, die wir erworben haben. Er hatte schon oft heimlich gelitten unter der Berührung mit Leuten, die sich einen Namen gemacht, wenn er sie in Gegenwart solcher getroffen, deren Gunst für viele die größte Belohnung des Erfolges ist.

Gegen zehn Uhr kamen kurz hintereinander die Baronin Frémines und zwei Jüdinnen der Finanzwelt. Man sprach von einer in Aussicht stehenden Heirat und von einer Scheidung, die wohl erfolgen würde.

Mariolle betrachtete Frau von Burne, die jetzt unter einer Säule saß, auf der eine Riesenlampe stand.

Ihre feine Regennase, die Grübchen in den Wangen und die kleine Fleischfalte, die das Kinn mitten durch-

schnitt, gaben ihr ein fast kindliches Gesicht, obgleich sie den Dreißig nicht mehr fern war und ihr schon von leisen Fältchen umrahmtes Auge diesem Antlitz etwas beunruhigend Rätselhaftes verlieh. Ihre Haut nahm in dem hellen Licht, das auf sie fiel, die Farbe weißgelben Samtes an, während ihr Haar in rötlichen Lichtern spielte, so oft sie den Kopf bewegte.

Sie fühlte den Blick des Mannes vom anderen Ende des Zimmers aus auf sich ruhen, stand auf und trat lächelnd auf ihn zu, als antwortete sie einem Ruf:

— Sie werden sich langweilen, sagte sie. Wenn man an ein Haus noch nicht gewöhnt ist, langweilt man sich immer.

Er wehrte ab.

Sie ließ sich auf einem Stuhl an seiner Seite nieder, und sofort unterhielten sie sich. Es war auf beiden Seiten wie ein Feuer, das aufflammt, wenn man es mit einem Streichholz berührt hat. Es war, als hätten sie sich schon vorher ihre Ansichten mitgeteilt, ihre Gedanken, als hätten die gleiche Natur, die gleiche Bildung, dieselben Neigungen, der gleiche Geschmack sie dazu veranlagt, sich zu verstehen und dazu bestimmt, sich zu begegnen.

Vielleicht war etwas Mache von Seiten der jungen Frau dabei. Aber die Freude, jemand zu finden, der einem zuhört, der die Gedanken errät, der antwortet und, einen durch seine Antwort wieder zur Antwort reizt, erregte Mariolle. Außerdem fühlte er sich geschmeichelt durch die Art wie er empfangen

worden, erobert durch die Liebenswürdigkeit, die sie ihm gegenüber entwickelt und durch den Reiz, mit dem sie die Männer zu umgeben wußte. Und nun gab er sich Mühe, ihr jene etwas verschleierte Nuance seines Wesens, die ihm ganz persönlich und eigentümlich war, zu zeigen, durch die er, wenn man ihn einmal kannte, immer die Sympathie der Menschen gewann.

Plötzlich sagte sie zu ihm:

— Wie gut man sich mit Ihnen unterhält! Übrigens hatte man mir das schon vorher gesagt.

Er fühlte sich rot werden und antwortete sofort:

— Und mir hatte man gesagt, gnädige Frau, daß Sie . . .

Sie unterbrach ihn:

— Sagen Sie nur: kokett sind. Ich bin es mit Leuten, die mir gefallen. Alle Welt weiß das, ich mache gar kein Hehl daraus. Sie werden sehen, meine Koketterie ist ganz unparteiisch. Dadurch bewahre ich mir meine Freunde, oder vielmehr werde ich wieder mit ihnen Freund und verliere ihre Freundschaft nicht, sodaß sie alle bei mir bleiben.

Sie lächelte in einer Art, die zu sagen schien: „Seien Sie nur ganz ruhig. Machen Sie nur nicht die Cour, denn, daß Sie es nur gleich wissen, Sie erreichen bei mir nicht mehr wie alle anderen.“

Er antwortete:

— Sie warnen ja gleich die Leute vor allen Gefahren, die einem hier drohen. Ich danke Ihnen sehr, gnädige Frau, so etwas habe ich sehr gern.

Nun hatte sie ihm die Möglichkeit gegeben von

ihr zu sprechen, und er that es. Zuerst machte er ihr Komplimente und stellte fest, daß sie diese gern hörte. Dann erweckte er ihre weibliche Neugier, indem er erwähnte, was man von ihr in den verschiedenen Kreisen erzählte. Sie ward ein wenig nervös dabei, konnte aber doch ihren Wunsch nicht verbergen, es zu erfahren, obgleich sie that, als wäre es ganz gleichgiltig, was man über ihre Lebensführung und ihre Liebhabereien sagte.

Er entwarf ein schmeichelhaftes Bild von ihr, das Bild einer unabhängigen, klugen, überlegenen, verführerischen Frau, die sich mit einem Kreis bedeutender Männer umgiebt und doch vollkommen Weltdame geblieben ist.

Lächelnd wehrte sie es ab, sagte manchmal in befriedigter Eitelkeit: Nein, nein! und amüsierte sich ungeheuer über all die Einzelheiten, die er wußte. Und im Plauderton wollte sie immer mehr erfahren, indem sie weiter und weiter fragte, mit dem Wunsch, Schmeichelhaftes zu hören.

Er dachte, indem er sie anblickte:

„Eigentlich ist sie doch nur ein Kind wie alle anderen.“ Und er beendete einen hübschen Satz, in dem er ihre echte Liebe zu den Künsten lobte, die bei einer Frau so selten sei.

Da nahm sie plötzlich einen spöttischen Ton an und sagte in jener scherzenden, französischen Art:

— Mein Gott, ich gestehe Ihnen offen, ich weiß eigentlich nicht, ob ich die Künste liebe oder die Künstler!

Er antwortete:

— Wie soll man die Künstler lieben ohne die Künste?

— Weil sie manchmal amüsanter sind, als die Gesellschaftsmenschen.

— Ja. Aber ihre Fehler sind doch unbequemer.

— Das ist richtig.

— Sie lieben also die Musik nicht?

Sie wurde plötzlich wieder ernst:

— O bitte sehr, ich liebe Musik über alles. Aber Massival ist der Ansicht, daß ich nichts davon verstehe.

— Hat er Ihnen das gesagt?

— Nein. Er denkt es.

— Woher wissen Sie das?

— O, wir Frauen erraten, was wir nicht wissen.

— Also Massival meint, Sie verstünden nichts von Musik?

— Das glaube ich ganz bestimmt. Ich sehe es schon an der Art und Weise, wie er mir etwas Musikalisches auseinandersetzt, indem er jede Kleinigkeit unterstreicht, als wollte er dabei sagen: Ach Gott, es hilft ja doch nichts. Ich thue es nur, weil Sie so nett sind.

— Aber er hat mir doch gesagt, bei Ihnen würde bessere Musik gemacht, als in irgend einem Haus in Paris.

— Ja. Weil er sie macht.

— Lieben Sie die Litteratur nicht?

— O ich liebe sie sehr. Ich bilde mir sogar ein, etwas davon zu verstehen, trotz Lamarthe.

— Der meint wohl auch, daß Sie davon nichts verstünden?

— Natürlich!

— Aber gesagt hat er es Ihnen auch nicht?

— Bitte, der hat mir's sogar gesagt. Er behauptet, es gäbe wohl Frauen, die sich ein richtiges Bild machen von Gefühlen, die ausgedrückt werden, von der Schilderung der Menschen, kurz von der Psychologie, aber daß wir absolut unfähig sind, zu erkennen, was das Wesentliche dabei ist, das Große in der Kunst. Und wenn er einmal das Wort „Kunst" ausgesprochen hat, dann bleibt einem eigentlich garnichts weiter übrig, wie ihn zu bitten, hinauszugehen.

Mariolle fragte lächend:

— Und was denken Sie denn darüber, gnädige Frau?

Sie dachte ein paar Sekunden nach, dann blickte sie ihm gerade ins Gesicht, um zu prüfen, ob er ihr wirklich zuhören und sie verstehen würde.

— Ich habe so meine Ideen darüber. Ich glaube, daß durch das Gefühl, hören Sie, durch das Gefühl dem Geist einer Frau alles offenbar wird, nur bleibt es oft nicht darin haften. Verstehen Sie, was ich meine?

— Nicht ganz, gnädige Frau.

— Ich meine damit, daß, um ebenso zu begreifen wie Sie, müssen wir uns immer erst an unser Weibtum wenden, ehe wir an den Ver-

stand appellieren. Wir interessieren uns kaum für etwas, wenn es uns nicht zuerst durch einen Mann sympathisch gemacht wird, denn wir erfassen alles durch das Gefühl. Ich sage nicht durch die Liebe, nein durch das Gefühl, das sich in allen möglichen Gestalten, Formen, Nuancen manifestieren kann. Das Gefühl ist etwas, das uns zu eigen gehört, das ihr nie genau verstehen werdet, ihr Männer, denn euch ersetzt es der Verstand, während es ihn uns erhellt. O ich fühle, das ist für Sie zu allgemein gesprochen. Aber ich kann es nicht anders sagen. Kurz, wenn ein Mann uns liebt und uns angenehm ist, denn wir müssen uns geliebt fühlen, um aufnahmefähig zu sein, und wenn dieser Mann ein außergewöhnliches Wesen ist, kann er uns, wenn er sich Mühe giebt, alles fühlen, alles verstehen lassen, in alles uns einführen, — in alles — und uns allmählich, stückweise sein Wissen vermitteln. Das geht nachher oft wieder verloren, verschwindet, erlischt, denn wir vergessen, ach Gott, wir vergessen so viel, wie der Wind die Worte wegweht. Wir sind intuitiv, und wir können verstehen, aber wir sind unveränderlich, eindrucksfähig und bestimmbar durch das, was auf uns einwirkt. Wenn Sie wüßten, wie viel verschiedene Geisteszustände in mir leben, sodaß ich manchmal eine ganz andere Frau bin, je nach dem Wetter, der Gesundheit, je nach dem, was ich gelesen habe oder was man mir gesagt hat. Es giebt Tage, an denen ich fühle wie eine ausgezeichnete, brave Familienmutter — ohne Kinder, und andere Tage, an denen ich empfinde wie eine Kokotte — ohne Liebhaber.

Er fragte entzückt:

— Glauben Sie, daß beinah alle klugen Frauen geistig so erregbar sein können?

— Gewiß! Nur schlafen sie ein. Und dann verläuft ihr Leben in irgend einer bestimmten Weise so oder so.

Er fragte weiter:

— Also dann lieben Sie im Grunde die Musik am meisten?

— Gewiß. Aber was ich Ihnen eben gesagt habe, ist so wahr. Ich hätte gewiß nie den Geschmack daran gewonnen, wie ich ihn habe, ich hätte sie gewiß nie so über alles gern gehabt, wie ich sie gern habe, ohne diesen Engel Massival. All den Werken der Großen, die ich schon leidenschaftlich liebte, hat er, indem er sie mich spielen lehrte, erst die Seele eingehaucht. Es ist zu schade, daß er verheiratet ist.

Sie sagte die letzten Worte so lustig, aber mit so großem Bedauern, daß sie alles ausdrückten: ihre Theorien über die Frauen und ihre Bewunderung für die Kunst.

In der That, Massival war verheiratet. Er hatte, ehe der Ruhm zu ihm gekommen, eine jener Künstlerehen geschlossen, die man nachher die ganzen Ruhmesjahre bis zum Tode wie eine Kette mit sich schleppt.

Übrigens sprach er nie von seiner Frau, brachte sie nie in die Gesellschaft mit, die er viel besuchte und, obgleich er drei Kinder hatte, wußte man das kaum.

Mariolle begann zu lachen. Die Frau war nett,

ja, sie war reizend! Etwas ganz Köstliches, Seltenes und Wunderhübsches. Und er blickte sie — er konnte nicht anders — unausgesetzt an. Aber es schien sie weiter nicht zu stören. Er sah dieses ernste und heitere Gesicht mit der kecken Nase von so sinnlichem Reiz, mit dem weichen warmen Blond, von der Mittagshöhe des Lebens so reif, so zart, so begehrenswert gemacht, daß es schien, als wäre sie in dem Jahr, in dem Monat, ja in der Minute ihres vollkommenen Aufblühens begriffen. Er fragte sich: Ist das Haar eigentlich gefärbt? Und er spähte nach der ein wenig helleren oder dunkleren Linie an der Haarwurzel, ohne sie entdecken zu können.

Dumpfe Schritte klangen hinter ihm auf dem Teppich, so daß er zusammenfuhr und sich umdrehte. Zwei Diener brachten den Theetisch. Die kleine Lampe mit der blauen Flamme ließ das Wasser in einem großen, silbernen Kessel leise summen.

— Trinken Sie eine Tasse Thee? fragte sie.

Als er annahm, erhob sie sich und ging, ohne sich in den Hüften zu wiegen, in geradem Gang, der etwas Vornehmes hatte in seiner Steifheit, an den Tisch, auf welchem der Dampf im Leib dieser großen Maschine summte, die mitten zwischen einem Beet von Kuchen, Gebäck, Früchten, Bonbons und Süßigkeiten stand.

Nun hob sich ihr Profil scharf ab von der Tapete, und Mariolle gewahrte die Feinheit der Taille, die schmalen Hüften unter den breiten Schultern und die volle Brust, die er vorhin bewundert. Wie das helle Kleid hinter ihr herglitt, schien es auf dem Teppich

den schlanken Körper ins Unendliche zu verlängern. Und er dachte sofort:

„Das ist aber eine Sirene. Bei der ist alles da!“

Nun ging sie von einem zum anderen und bot die Erfrischungen mit unendlichem Liebreiz an.

Mariolle folgte ihr mit den Augen. Aber Lamarthe, der mit der Tasse in der Hand hin und herging, redete ihn an und fragte:

— Wollen wir zusammen gehen?

— Gewiß.

— Ist es Ihnen recht, gleich? Ich bin müde.

— Gut, gleich.

Sie gingen.

Auf der Straße fragte der Romancier:

— Gehen Sie nach Haus oder in den Klub?

— Ich gehe noch eine Stunde in den Klub.

— In die Tambourins?

— Ja.

— Ich bringe Sie bis hin. Ich langweile mich dort. Ich gehe nie in einen Klub.

Sie hakten sich unter und gingen nach Saint-Augustin hinab.

Nach ein paar Schritten sagte Mariolle:

— Eine seltsame Frau! Was halten Sie von ihr?

Lamarthe begann zu lachen:

— Aha! Jetzt beginnt die Krise. Die Krankheit wird bei Ihnen ausbrechen wie bei uns allen. Ich bin geheilt. Aber ich bin auch krank gewesen, lieber Freund. Die Krise besteht bei ihren Freunden

darin, nur von ihr zu sprechen, wenn sie vereinigt sind, wo sie sich treffen, überall und überall.

— Jedenfalls ist es bei mir das erste Mal, und da ist es doch ganz natürlich. Ich kenne sie doch kaum.

— Also gut, reden wir von ihr. Nun passen Sie mal auf, Sie werden sich noch verlieben. Das ist sehr unangenehm, aber jeder muß das durchmachen.

— Ist sie denn so verführerisch?

— Ja und nein. Die, die mehr die Frauen lieben wie sie früher waren, die Frau mit Seele, die fühlende Frau, die Frau wie sie einst in den Romanen geschildert wurde, können sie nicht vertragen. Denen ist sie so unangenehm, daß sie schließlich alle möglichen Niederträchtigkeiten von ihr sagen. Die anderen, wir, die modern denken, müssen zugestehen, daß sie köstlich ist. Allerdings darf man sich nicht an sie hängen, und das thun sie gerade alle. Übrigens stirbt man nicht daran. Die Qual dauert auch nicht lange. Aber man ärgert sich, daß sie nicht anders ist. Wenn sie will, geht es Ihnen auch so. Übrigens hat sie schon die Angel nach Ihnen ausgeworfen.

Mariolle rief als Echo seiner geheimen Gedanken:

— Ach, ich bin für sie der erste beste. Ich glaube vor allen Dingen, sie gebraucht jemand, der etwas Besonderes ist.

— Ja gewiß. Aber dann macht sie sich auch wieder darüber lustig. Der berühmteste, gesuchteste, vornehmste Mann wird nicht zehn Mal bei ihr erscheinen, wenn er ihr nicht gefällt. Und sie hat sich in geradezu alberner Art an diesen Idioten, den Fresnel und an

diesen thörichten Maltry gehängt. Sie freundet sich mit Cretins an. Da giebt es gar keine Entschuldigung. Man weiß auch gar nicht, warum? Vielleicht unterhalten sie sie doch mehr wie wir und lieben sie mehr. Denn das ist bei allen Frauen doch schließlich die Hauptsache.

Und Lamarthe analysierte sie, besprach sie, verbesserte seine Worte, um das Gegenteil wieder zu behaupten. Von Mariolle befragt, antwortete er ganz aufrichtig. Er war von seinem Gegenstand hingerissen, auch ein wenig außer Fassung und voll wahrer Beobachtungen und falscher Schlüsse.

Er sagte: — Übrigens ist nicht sie allein so. Es giebt mindestens fünfzig, wenn nicht noch mehr, die genau so sind. Die kleine Fremines zum Beispiel, die vorhin kam, ist genau so, nur etwas frecher, mit einem seltsamen Menschen verheiratet, sodaß ihr Haus eine der interessantesten Irrenanstalten von Paris ist. Dort gehe ich auch manchmal hin.

Ohne zu überlegen, waren sie den Boulevard Malesherbes, die Rue Rivoli, die Avenue des Champs-Elysées hinuntergegangen und kamen nun an den Arc de Triomphe. Da zog Lamarthe plötzlich die Uhr:

— Lieber Freund, — sagte er, — jetzt sprechen wir schon seit einer Stunde und zehn Minuten von ihr. Das ist für heute genug. Ich bringe Sie ein anderes Mal bis an Ihren Klub. Gehen Sie nun schlafen, und ich thue desgleichen.

II

Der Raum war groß, hell erleuchtet, und Wände und Decke mit wundervollen persischen Stoffen bespannt, die ein befreundeter Diplomat mitgebracht. Die Grundfarbe war gelb, als ob man alles in gilblichen Rahm getaucht, und die Zeichnung, in der das persische Grün vorherrschte, zeigte allerlei seltsame Muster: aufgestülpte Dächer, um die Löwen mit Lockenmähnen liefen, gehörnte riesige Antilopen, und Paradiesvögel flogen herum.

Wenig Möbel standen darin. Auf drei langen Tischen mit grünen Marmorplatten lag alles, was zur Toilette einer Frau gehört. Auf dem einen in der Mitte stand die große Waschschale aus dickem Krystallglas, auf dem zweiten eine ganze Armee von Flaschen, Schachteln, Töpfen und Vasen aller Größen mit silbernen Deckeln, mit Monogramm und Krone. Auf dem dritten lagen alle die Gegenstände, die für die moderne Koketterie erforderlich sind, ungezählt, zu verschiedenstem, seltsamem, diskretestem Gebrauch. In diesem Raume standen nur noch zwei Chaiselongues und ein paar niedrige Sitze, für das Ausruhen müder, unbekleideter Glieder gemacht. An der einen großen Wand hing ein riesiger Spiegel, wie ein Blick in die Ferne. Er bestand aus drei Abteilungen, deren Seitenflügel an Scharnieren saßen, sodaß die junge Frau sich zugleich von vorn, im Profil und von hinten sehen konnte. Rechts stand in einer Vertiefung, die gewöhnlich durch einen Vorhang verdeckt war, die Bademanne, oder war

vielmehr eine tiefe Höhlung am Boden, gleichfalls aus grünem Marmor, zu der zwei Stufen hinunterführten. Ein bronzener Amor, ein elegantes Werk des Bildhauers Prédolé, saß an dem Rand und ließ durch Muscheln, mit denen er spielte, warmes und kaltes Wasser einlaufen. In der Tiefe dieser Nische befand sich ein venetianischer Spiegel in lauter einzelnen, verschieden geneigten Flächen. Im Bogen stieg er herauf, beschützte, umschloß und bespiegelte mit jedem einzelnen seiner Teile das Bad und die Badende.

Ein Stück abseits davon stand der Schreibtisch, ein großes, einfaches englisches Möbel. Dort lagen Papiere herum, Briefe, zerrissene Briefumschläge, auf denen die goldenen Initialen glänzten. Denn hier schrieb sie, und hier lebte sie, wenn sie allein war.

Frau von Burne lag auf der Chaiselongue in einem Morgenrock aus chinesischem Foulard, mit bloßen, festen, runden Armen, die aus den großen Falten des Stoffes herausschauten. Das Haar trug sie aufgesteckt in seiner blonden, wirren Schwere. Die junge Frau träumte nach dem Bad.

Die Zofe klopfte, trat ein und brachte einen Brief.

Sie nahm ihn, prüfte die Schrift, riß ihn auf, las die ersten Zeilen. Dann sagte sie ganz ruhig zu ihrem Mädchen:

— Ich werde in einer Stunde klingeln.

Sobald sie allein war, lief ein Siegeslächeln über ihre Züge. Die ersten Worte hatten genügt, um ihr begreiflich zu machen, daß das endlich Mariolles

Liebesgeständnis sei. Er hatte viel länger widerstanden, als sie geglaubt hatte. Seit drei Monaten suchte sie ihn mit Aufbietung aller Liebenswürdigkeit gefangen zu nehmen, mit Aufmerksamkeiten, mit allem möglichen Liebreiz; sie war so nett gegen ihn wie noch nie gegen einen anderen. Er schien dem Frieden nicht zu trauen, als hätte man ihn vorher gewarnt. Er sträubte sich gegen alles, was sie an unersättlicher Koketterie aufbot. Es hatte vieler Gespräche unter vier Augen, wo sie das ganze Verführerische ihres Wesens spielen ließ, und auch mancher musikalischer Abende bedurft, am Klavier, dessen Saiten noch bebten, vor Partituren, aus denen die ganze Seele der großen Geister klang, die sie mit leicht bewegtem Herzen zum Tönen gebracht, bis sie endlich in seinem Auge das Eingeständnis des besiegten Mannes, die flehende Bitte eines überwundenen Herzens gelesen. Sie kannte das so gut! So oft hatte sie mit katzenhafter Geschicklichkeit und einer unerschöpflichen Neugier das geheime, quellende Gefühl in den Augen all der Männer erwachen sehen, die sie in Banden geschlagen. Es machte ihr so viel Spaß, zu fühlen, wie sie allmählich sie überwand durch die unwiderstehliche Gewalt des Weibes, wie sie für sie das einzige, das allein regierende Ideal wurde. Ganz langsam war es in ihr zur Entwickelung gekommen, wie ein geheimer Instinkt, der sich breit macht: der Instinkt, Krieg zu führen und zu siegen. Während sie verheiratet gewesen, war vielleicht das Bedürfnis, Rache zu nehmen, in ihrem Herzen aufgeblüht, der

dunkle Wunsch, den Männern alles zu vergelten, was sie durch einen von ihnen erlitten, nun ihrerseits stark zu sein, ihren Willen durchzusetzen, den Widerstand zu brechen und gleichfalls leiden zu machen. Aber vor allen Dingen war sie als Kokette geboren. Sobald sie sich im Leben frei fühlte, begann sie die Verliebten zu verfolgen und auf die Kniee nieder zu zwingen, wie der Jäger dem Wild nachstellt, nur um es zu erlegen. Ihr Herz aber verlangte nicht nach Erregungen, wie das zärtlicher, gefühlvoller Frauen. Sie suchte nicht die alleinige Liebe eines Mannes, noch das Glück einer großen Leidenschaft. Sie mußte nur um sich die Bewunderung aller empfinden, ein Niederknieen vor ihr, einen Duft von Zärtlichkeit um sie herum. Wer auch immer ständiger Gast ihres Hauses wurde, mußte unbedingt sich ihrer Schönheit beugen. Kein geistiges Interesse konnte diese Frau auf längere Zeit mit denjenigen verknüpfen, die ihrer Koketterie widerstanden, sei es, daß sie entweder nicht verliebter Natur, oder anderwärts schon gefangen waren. Um ihr Freund zu bleiben, mußte man sie lieben. Aber dann hatte sie eine unglaubliche Zuvorkommenheit, köstliche Aufmerksamkeiten, unendliche Liebenswürdigkeit, um alle, die sie gefangen, in ihrem Bannkreise fest zu halten. Wer einmal in die Schaar ihrer Bewunderer eingereiht war, schien ihr durch das Recht des Siegers zu gehören. Mit weiser Geschicklichkeit regierte sie die Freunde je nach ihren Fehlern, ihren Eigenschaften und der Art ihrer Eifersucht. Die, die zu viel wollten, wies sie gegebenen Tages zurück, nahm

sie dann wieder in Gnaden auf, wenn sie vernünftiger geworden waren, und machte ihnen scharfe Bedingungen. Und sie unterhielt sich so gut bei diesem Spiel der Verführung, daß sie es ebenso amüsant fand, alten wie jungen Männern die Köpfe zu verdrehen.

Es war sogar, als stimmte sie ihre Zuneigung auf den Grad der Leidenschaft, die sie eingeflößt. Der dicke Fresnel, ein schwerfälliger, unnützer Gesellschafter blieb einer ihrer Bevorzugtesten durch die frenetische Leidenschaft, von der er, wie sie wußte und fühlte, beherrscht ward. Sie war auch gegen männliche Eigenschaften nicht unempfänglich. Im Anfang hatte sie sich mehrmals für jemand etwas entflammt, aber nur sie allein wußte davon. Im Moment, wo ihr das hätte gefährlich werden können, hatte sie sofort einen Strich darunter gemacht.

Jeder, der zum ersten Male erschien, sang ein neues Liebeslied und brachte neue Charakterzüge mit. Vor allem hatten die Künstler, in denen sie etwas raffiniertere, schärfere und zugleich feinere Regungen spürte, sie öfters in Flammen gesetzt und in ihr einen Traum von großer Liebe und längerer Verbindung erweckt. Aber sie hatte eine gewisse quälende vorsichtige Furcht, und bis zum letzten Augenblick, bis der letzte Liebhaber seine Gewalt über sie verloren, war sie standhaft geblieben.

Und dann sah sie die Welt mit modernen, skeptischen Augen an, vor denen in wenig Wochen die größten Männer ihren Nimbus einbüßten. Sobald sie in sie verliebt waren und in der Verwirrung ihres

Herzens die großartige Pose und ihr Parade-Gesicht ablegten, sah sie, daß sie alle gleich waren, arme Wesen, die sie kraft ihrer Verführung beherrschte.

Kurz, der Mann, an den sie — eine so vollkommene Frau — ihr Herz hätte verlieren können, hätte ganz unglaubliche Vorzüge besitzen müssen!

Und doch langweilte sie sich sehr. Sie hatte keine Sympathie für die Gesellschaft, in die sie doch ging. Aber dort brachte sie, mit unterdrücktem Gähnen und gegen den Schlaf ankämpfend, ihre Abende zu. Nur ein paar Redereien, irgend welche besonderen Launen machten ihr Spaß, indem sie sich manchmal für dieses oder für jenes interessierte, gerade genug teilnehmend, um nicht zu schnell von dem abzukommen. was sie geschätzt oder bewundert, aber doch nicht genug, um wirklich Vergnügen an irgend einer Zuneigung oder einem Geschmack zu finden. Sie ging ihren Nerven nach und nicht ihren Wünschen. Und da sie keine Beschäftigung hatte, die einfache oder begeisterungsfähige Naturen ganz erfüllt, lebte sie in heiterer Langeweile hin, ohne den allgemeinen Glauben zu teilen an das Glück, nur auf Zerstreuungen bedacht und schon etwas von Ekel und Langeweile gequält, obgleich sie meinte, ganz zufrieden zu sein.

Sie bildete sich ein, zufrieden zu sein, weil sie sich für die verführerischste Frau hielt, und war stolz auf ihre Anziehungskraft, deren Macht sie oft erprobt. Sie liebte ihre unregelmäßige, bizarre, fesselnde Schönheit, war der Feinheit ihrer Gedanken sicher, die sie die Dinge voraussehen und erraten ließen, die andere gar

nicht merkten. Sie war eingebildet auf ihren Geist, den so viel hervorragende Männer zu schätzen wußten, und ahnte nicht, was ihr verschlossen blieb. So hielt sie sich für ein beinah einziges Wesen, eine seltene Perle in dieser mittelmäßigen Welt, geboren in dieser Welt, die ihr ein wenig leer und monoton vorkam, weil sie sich dafür zu wertvoll dünkte.

Nie wäre sie auf den Gedanken gekommen, sie könnte selbst die unbewußte Ursache der unausgesetzten Langeweile sein, unter der sie litt. Sie schob die Schuld den anderen in die Schuhe und machte sie verantwortlich für ihre melancholischen Stimmungen. Wenn man sie nicht genug zu zerstreuen wußte, zu amüsieren und in Leidenschaft zu bringen, so besaß man eben nicht genug wirklich schätzenswerte Eigenschaften. Alle Welt — sagte sie lächelnd — ist gräßlich, nur die Leute sind noch erträglich, die mir gefallen, und zwar nur, weil sie mir gefallen. Man gefiel ihr aber am meisten, wenn man sie unvergleichlich fand. Da sie genau wußte, daß es nicht leicht ist, zum Ziele zu gelangen, gab sie sich alle Mühe zu verführen, und nichts war ihr lieber, als die Huldigung eines zärtlichen Blickes, die Huldigung des Herzens, dieses starken Muskels, den ein einziges Wort erregen kann.

Sie wunderte sich sehr, daß es ihr so viel Mühe gemacht, André Mariolle zu erobern, denn sie hatte am ersten Tage gefühlt, daß sie ihm gefiel. Dann plötzlich hatte sie seinen schwierigen Charakter, der etwas neidisch war, erfaßt, und hatte ihm, um seine

letzten Zweifel zu überwinden, so viel Entgegenkommen und natürliche Sympathie gezeigt, daß er endlich die Waffen streckte.

Seit einem Monat fühlte sie ihn in ihren Banden. Er war wie unruhig in ihrer Nähe, war schweigsam und fiebrig, aber zum Geständnis war es doch nicht gekommen. O, die Geständnisse! Eigentlich mochte sie sie nicht besonders gern, denn wenn sie zu leidenschaftlich aufs Ziel gingen, sah sie sich genötigt, streng zu sein. Zwei- oder dreimal hatte sie sogar ganz böse sein und den Verkehr abbrechen müssen. Was sie liebte, waren die zarten Ausdrücke der Leidenschaft, halbe Geständnisse, geheime Anspielungen, ein Niederknieen der Seele. Und sie gebrauchte wirklich einen außergewöhnlichen Takt und außergewöhnliche Geschicklichkeit, um diese Zurückhaltung in der Äußerung der Gefühle bei ihren Bewunderern zu erzielen.

Seit vier Wochen wartete sie, endlich von Mariolles Lippen das verschleierte oder offene Geständnis, in dem sich je nach Veranlagung das gequälte Herz Luft macht, zu hören.

Er hatte nicht gesprochen, aber er schrieb. Es war ein langer Brief, vier Seiten. Sie hielt ihn in der Hand, zitternd vor Befriedigung. Sie streckte sich auf der Chaiselongue aus, um bequemer zu liegen, ließ die kleinen Pantoffeln auf den Teppich gleiten, dann las sie. Sie war erstaunt. Er sagte ihr in ernsten Worten, er wolle nicht durch sie leiden und kenne sie viel zu genau, um ihr zum Opfer zu fallen. Mit höflichen, von Komplimenten durchsetzten Redensarten,

aus denen immer die zurückgehaltene Liebe hervorschimmerte, ließ er nicht im Unklaren, daß er ihre Art und Weise Männern gegenüber genau kannte, daß er auch verliebt sei, aber ihrer Knechtschaft dadurch entgehen wolle, daß er sich fern hielt. Er würde einfach sein früheres Leben wieder beginnen. Er floh.

Es war ein beredter, aber bestimmter Abschied.

Als sie das las, war sie allerdings zuerst erstaunt. Als sie es wieder las und diese vier Seiten erregter, leidenschaftlicher Prosa noch einmal durchflog, stand sie auf, nahm die Pantoffeln und ging mit bloßen Armen, die Ärmel zurückgeworfen, die Hände, deren eine den zusammengeknitterten Brief hielt, halb in die kleinen Taschen des Morgenrockes versenkt, auf und nieder.

Sie dachte, noch ganz benommen von dieser plötzlichen Erklärung: Er schreibt gut! Das ist offen, ergriffen und ergreifend. Er schreibt besser als Lamarthe. Das hat garnichts Romanhaftes.

Sie hatte Lust zu rauchen, trat an den Tisch mit den Parfümerieen und nahm aus einer Meißner Porzellandose eine Cigarette. Nachdem sie sie angesteckt, ging sie zum Spiegel, in dem sie drei junge Frauen sich entgegenkommen sah in den drei verschieden gestellten Flächen. Als sie ganz nahe war, blieb sie stehen, machte sich mit leisem Lächeln eine leichte Verbeugung, nickte sich freundschaftlich zu, als wollte sie sagen: sehr hübsch! sehr hübsch! Sie betrachtete ihre Augen, öffnete die Lippen, um die Zähne zu sehen,

hob die Arme, stemmte die Hände in die Hüften und drehte sich ins Profil, um, den Kopf zur Seite neigend, ihr ganzes Wesen in sich aufzunehmen.

So blieb sie, verliebt in sich selbst, stehen, ganz versunken in den Anblick ihres Körpers, den sie reizend fand. Sie war glückselig, sich zu erblicken. Ein selbstsüchtiges, körperliches Wohlbehagen packte sie angesichts ihrer Schönheit, und mit befriedigter Zärtlichkeit, fast so sinnlich wie die Liebe der Männer, sah sie sich an.

So betrachtete sie sich täglich. Und ihre Zofe, die sie dabei oft überrascht, sagte boshaft: Gnädige Frau sehen sich so oft im Spiegel, daß Sie noch alle Spiegel im Hause abnutzen werden.

Aber diese Selbstanbetung war das Geheimnis ihres Reizes und ihrer Gewalt über die Männer. Indem sie sich immer bewunderte und die Zartheiten ihrer Gestalt, die Eleganz ihrer Person besah und versuchte, alles zu entdecken, was sie in noch besseres Licht setzen könnte, unbekannte Nüancen, die ihren Reiz erhöhen, ihrem Auge etwas Seltsames verleihen konnten, indem sie alles zu finden suchte, was ihr stand, hatte sie natürlich alles gefunden, was den anderen am besten gefallen konnte.

Wäre sie schöner aber dabei gleichgiltiger gegen ihre Schönheit gewesen, so hätte sie diese verführerische Kraft nicht besessen, die beinah alle dazu trieb, sich in sie zu verlieben, wenn sie sich nicht im ersten Augenblick schon ihrer Macht entzogen.

Endlich fühlte sie sich etwas ermüdet, so lange

zu stehen, und sagte ihrem Spiegelbild, das sie immer anlächelte, (und ihr Bild in dem dreifachen Spiegel bewegte die Lippen zur Antwort): — Nun wir werden ja sehen, mein Herr! — Dann ging sie durch das Zimmer und setzte sich an den Schreibtisch.

Sie schrieb:

„Lieber Herr Mariolle, bitte kommen Sie doch morgen um vier Uhr zu mir. Ich werde allein sein und hoffe, daß ich Sie über die vermeintliche Gefahr, die Ihnen droht, vollkommen beruhigen kann. Ich werde Ihnen beweisen, daß ich Ihre Freundin bin.

Michaëla von Burne.“

Um am nächsten Tag André Mariolle zu empfangen, zog sie sich ganz einfach an. Ein schmuckloses, graues Kleid, ein leicht ins Lila gehendes Grau, melancholisch wie die Dämmerung, ganz einfarbig, mit einem engen Kragen um den Hals, mit Ärmeln, die prall an den Armen saßen, einer Taille, die eng die Brust und die Figur umschloß, einem Rock, der eng die Hüften und die Schenkel einschnürte.

Als er mit etwas ernstem Gesicht eintrat, ging sie auf ihn zu und streckte ihm beide Hände entgegen. Er küßte ihre Fingerspitzen, dann setzten sie sich. Sie ließ das Schweigen ein paar Augenblicke dauern, um seine Verlegenheit festzustellen.

Er wußte nicht, was er sagen sollte, und wartete, daß sie sprach.

Endlich begann sie:

— Nun, wir wollen doch gleich von der großen Frage reden. Was ist denn nur? Sie haben mir geschrieben, — wissen Sie, daß Sie mir einen sehr ungezogenen Brief geschrieben haben?

Er antworte:

— Das weiß ich wohl, ich bitte um Entschuldigung. Ich bin immer mit aller Welt von größter brutalster Offenheit gewesen. Ich hätte gehen können, ohne Ihnen diese deplacierten, verletzenden Erklärungen zu schicken. Ich glaubte so, meiner Natur entsprechend, loyaler zu handeln und auf Ihren Geist rechnen zu können, den ich ja kenne.

Sie antwortete im Ton zarten Mitleids:

— Aber .... aber, was machen Sie denn für Streiche!

Er unterbrach sie:

— Ich möchte lieber darüber nicht sprechen.

Nun antwortete sie lebhaft, ohne ihn ausreden zu lassen:

— Aber ich habe Sie gebeten zu kommen, um mit Ihnen darüber zu sprechen. Und wir wollen davon sprechen, bis Sie überzeugt sind, daß Ihnen keine Gefahr droht.

Sie begann zu lachen wie ein kleines Mädchen, und ihr Pensionskleid gab diesem Lachen etwas kindlich Jugendliches.

Er stammelte:

— Ich habe Ihnen die Wahrheit geschrieben, die vollkommene Wahrheit. Die entsetzliche Wahrheit, vor der ich mich so fürchtete.

Sie wurde wieder ernst:

— Meinetwegen. Ich weiß es. Allen meinen Freunden geht es so. Sie haben mir auch geschrieben, ich wäre furchtbar kokett. Das gebe ich gern zu, aber es stirbt ja niemand daran. Ich glaube, es leidet sogar niemand darunter. Bei Ihnen ist schon das eingetreten, was Lamarthe die Krisis nennt. Aber das geht vorüber. Dann kommt, wie soll ich sagen, — dann kommt die dauernde Liebe. Die thut nicht mehr weh, und die unterhalte ich ganz leise bei all meinen Freunden, damit sie mir zugethan und treu bleiben. Nun, bin ich nicht offen? Sind Ihnen schon viele Frauen vorgekommen, die einem Mann etwas Ähnliches zu sagen wagten?

Sie sah so komisch und entschlossen aus, es war so einfach und zugleich herausfordernd, daß er auch lächeln mußte:

— Alle Ihre Freunde, — sagte er, — sind Männer, denen so etwas öfters passiert ist, sogar vor Ihnen, die gebrannt haben in allen Feuern und die nun Ihre Glut leicht aushalten. Aber ich, gnädige Frau, habe nie in Flammen gestanden. Seit einiger Zeit fühle ich, daß es furchtbar werden kann, wenn ich mich dem überlasse, was in meinem Herzen wächst.

Sie wurde plötzlich zutraulich, neigte sich ein wenig zu ihm mit über den Knieen gefalteten Händen:

— Hören Sie mal zu, ich meine es im Ernst. Ich würde sehr bedauern, einen Freund zu verlieren um einer Furcht willen, von der ich glaube, daß sie nur eingebildet ist. Nehmen wir an, Sie lieben mich.

Aber der Mann von heutzutage liebt die Frau von heute nicht so, daß es ihm ernstlich schadet. Sie können mir glauben, ich kenne beide.

Sie schwieg. Dann setzte sie mit dem eigenen Lächeln einer Frau hinzu, die eine Wahrheit ausspricht, dabei aber glaubt zu lügen:

— Wissen Sie, ich bin nicht so, daß man sich furchtbar in mich verlieben könnte. Ich bin viel zu modern dazu. Ich werde Ihnen eine Freundin sein, eine hübsche Freundin, der Sie wahrhafte Zuneigung schenken können, aber nicht mehr, dafür will ich sorgen.

In ernstem Ton fügte sie hinzu:

— Jedenfalls muß ich Ihnen das sagen, daß es mir unmöglich ist, mich in irgend jemand wirklich zu verlieben, und daß ich Sie wie alle anderen behandele; aber mehr bekommen Sie nie. Ich hasse die Tyrannei und die Eifersucht. Von meinem Mann habe ich alles ertragen müssen, von einem Freunde, von einem einfachen Freunde will ich keine jener tyrannischen Leidenschaften erdulden, die das Ende herzlicher Beziehungen sind. Sie sehen, ich bin doch nett, nicht wahr? Ich spreche ganz, wie ein guter Freund mit Ihnen, ich verberge Ihnen nichts. Wollen Sie nicht den ehrlichen und offenen Versuch mit mir machen, den ich Ihnen vorschlage? Wenn er fehlschlägt, können Sie immer noch Ihrer Wege gehen. Und wie schwer auch Ihr Fall sein mag, ich denke: aus den Augen, aus dem Sinn!

Er blickte sie an, durch ihre Stimme schon über-

wunden, durch ihre Bewegung, durch alles Anziehende, das ihr ganzes Wesen besaß. Und er flüsterte, in sein Schicksal ergeben und zitternd, sie so nah zu fühlen:

— Gnädige Frau, ich nehme an. Und wenn ich Kummer habe, — meinetwegen. Sie sind es schon wert, das man um Sie leidet.

Sie unterbrach ihn:

— Nun wollen wir aber nicht mehr davon sprechen, nie mehr davon sprechen.

Und sie glitt auf Gegenstände in der Unterhaltung über, die ihn weiter nicht erregten.

Nach einer Stunde ging er in Qualen davon, denn er liebte sie, und glückselig, denn sie hatte ihn gebeten und er ihr versprochen, sie nicht zu verlassen.

III

Er war totunglücklich, denn er liebte sie. Anders wie die gewöhnlichen Verliebten, denen die Frauen, die ihr Herz erwählt, als Gipfel der Vollkommenheit erscheinen, hatte er sich gewöhnt, sie mit seinen männlich-klaren, argwöhnischen Augen zu betrachten, als einer, der nie ganz unterjocht worden ist. Sein unruhiger, alles zersetzender etwas indolenter Geist, der sich im Leben immer in der Vertheidigungsstellung befand, hatte ihn vor einer Leidenschaft beschützt. Ein paar kleinere

Verbindungen, zwei kurze Verhältnisse, die vor Langeweile allmählich aufgehört hatten, und bezahlte Liebe, die er aus Ekel aufgegeben, mehr stand auf dem Blatte seines Herzens nicht. Er betrachtete die Frauen, als praktisches Mittel einen Hausstand zu erhalten und Kinder, zugleich als angenehmen Gegenstand für diejenigen, die liebebedürftig sind.

Als er bei Frau von Burne eintrat, war er schon durch alle Geständnisse seiner Freunde vor ihr gewarnt. Was er davon wußte, interessierte ihn, gefiel ihm, aber stieß ihn ein wenig ab. Im Grunde genommen liebte er die Spieler nicht, die nie zahlen. Nach den ersten Begegnungen hatte er sie sehr amüsant und lebhaft, von einem besonderen, ansteckenden Reiz gefunden. Die natürliche und gepflegte Schönheit dieser feinen, schlanken, blonden Person, die zugleich voll und schlank schien, mit schönen Armen, wie geschaffen um heranzuziehen, zu umschlingen und zu umarmen, und mit Beinen, von denen er glaubte, sie müßten lang und fein sein, zur Flucht wie geeignet, gleich denen der Gazelle, und mit so kleinen Füßen, daß sie offenbar keine Spur hinterließen, schien ihm eine Art Symbol vergeblicher Hoffnung zu sein. Dann hatte er an der Unterhaltung mit ihr Vergnügen gefunden, wie er es in der Unterhaltung der Gesellschaft für unmöglich gehalten. Trotz ihres vertrauten, überraschenden Reichtums an Geist, ihrer spielenden Ironie, ließ sie sich manchmal gehen und erschien bezwungen von sentimentalen, geistigen oder künstlerischen Einflüssen, wie wenn sie im Grunde ihrer, sich über alles lustig machenden,

Fröhlichkeit sich nach dem jahrhundertalten Schatten jener romantischen Zärtlichkeit ihrer Vorfahren sehne. Und das machte sie gerade entzückend.

Sie zog ihn an sich, im Wunsch ihn zu unterjochen, wie alle anderen. Und er kam, so oft er konnte, zu ihr, indem sein Begehren wuchs, sie zu sehen. Es strömte wie eine unsichtbare, unwiderstehliche Gewalt von ihr aus, aus einem Blick, einem Lächeln, einem Wort, obgleich er manchmal von ihr fortging, ärgerlich über das, was sie gethan oder gesagt.

Je mehr er sich von dem unaussprechlichen Fluidum angeregt fühlte, mit dem eine Frau in uns eindringt und uns fesselt, desto mehr durchschaute und verstand er sie, desto mehr litt er unter ihrer Art und Weise, die er glühend gern anders gewünscht hätte.

Aber was er von ihr kennen gelernt hatte, hatte ihn jedenfalls in Fesseln geschlagen und ganz zum Knecht gemacht, gegen seinen Willen und seine Vernunft, und durch alles das mehr, als durch ihre wirklichen Eigenschaften.

Ihre Koketterie, die sie spielen ließ wie einen Fächer, die sie je nach den Männern, die mit ihr sprachen und die ihr gefielen, enthüllte oder verbarg, ihre Art und Weise, nichts ernst zu nehmen, die er in der ersten Zeit komisch gefunden und jetzt geradezu bedrohlich, ihr unausgesetzter Wunsch nach Zerstreuung, nach Neuem, den sie ungesättigt in ihrem nimmer müden Herzen trug, alles das brachte ihn manchmal so zur Verzweiflung, daß er, wenn er heimkehrte, sich fest

entschloß, sie seltener aufzusuchen, um endlich überhaupt nicht wiederzukehren.

Am nächsten Tag aber schon suchte er nach einem Vorwand, ihr einen Besuch zu machen. Und vor allen Dingen fühlte er, je mehr er in Flammen stand, die Unsicherheit dieser Liebe und die Gewißheit, daß sie ihm Leid bringen müßte.

Oh, er war nicht blind. Er vergrub sich allmählich in diese Gefühle, wie jemand sich aus Müdigkeit ins Wasser stürzt, weil sein Schiff ein Leck hat und er weit von der Küste entfernt ist. Er kannte sie, so weit man sie überhaupt kennen konnte. Das Vorgefühl der Leidenschaft hatte seine Augen geschärft, und er konnte nicht mehr anders als immer an sie denken. Mit unermüdlicher Beharrlichkeit suchte er sie immerfort zu analysieren, den dunklen Grund dieser Frauenseele aufzuhellen, diese unbegreifliche Mischung von heiterer Klugheit, von Vernunft, von kindlichen Ideen, all die widersprechenden Neigungen, die in ihr zusammenkamen, nebeneinander lagen, um ein unnormales, verführerisches, entnervendes Wesen zu bilden.

Aber warum zog sie ihn so an? Er fragte es sich unausgesetzt und begriff es kaum. Denn bei seiner nachdenklichen, beobachtenden und zurückhaltenden Natur hätte er logischerweise bei einer Frau die früheren ruhigen Eigenschaften der Frauen, den zarten Reiz, die treue Hingabe begehrenswert finden müssen, Dinge, die das Glück eines Mannes zu gewährleisten scheinen.

Aber bei dieser traf er auf etwas Unerwartetes, etwas menschlich Ursprüngliches, das erregte durch seine Neuheit. Eines jener Geschöpfe, die der Beginn scheinen eines neuen Menschengeschlechtes, die nicht dem ähneln, was schon bekannt ist und die um sich herum sogar durch ihre Unvollkommenheiten eine gefährliche Anziehungskraft ausüben.

Nach den romantischen, leidenschaftlichen Träumerinnen der Restaurationszeit waren die lustigen Lebedamen des Kaiserreichs gekommen mit der vollen Überzeugung, man müsse das Leben genießen. Und nun erschien eine neue Umwandlung jenes ewig Weiblichen, ein raffiniertes Wesen, ganz aus Nerven gebaut, unbestimmt, erregbar, immer wachen Sinnes, das den Eindruck machte, als hätte es alle Narkotica gebraucht, mit denen man die Nerven beruhigt oder anstachelt: das einschläfernde Chloroform, Äther und Morphium, die die Träume aufpeitschen, die Sinne auslöschen und die Gemütsbewegungen einschläfern.

Er fand in ihr den Genuß eines künstlichen Wesens, das rein zum Entzücken allein geschaffen schien. Es war ein anziehender Luxusgegenstand, ausgesucht und erlesen, auf dem die Augen ruhen blieben, in dessen Gegenwart das Herz schlug und Wünsche sich regten, so wie wir hungrig werden angesichts der Eßwaren, die durch das Ladenfenster von uns getrennt, eigens gemacht sind, Lust und Hunger zu erregen.

Als er sich klar geworden war, daß er in einen Abgrund hinabglitt, begann er mit Entsetzen an all die Gefahren zu denken, die ihm durch seine Leidenschaft

bevorstanden. Was würde aus ihm werden? Was würde sie thun? Sie würde gewiß mit ihm das thun, was sie mit jedem noch gethan. Sie würde ihn in einen Zustand versetzen, in dem man jeder Laune einer Frau nachkommt, wie ein Hund seinem Herrn gehorcht, und sie würde ihn dann in die Reihe ihrer mehr oder minder berühmten Günstlinge einreihen. Aber hatte sie wirklich dasselbe Spiel mit allen anderen gespielt? Ob nicht ein einziger darunter war, den sie wirklich geliebt hatte? Nur einen Monat, einen Tag, eine Stunde in einer jener, sofort wieder unterdrückten, Aufwallungen des Herzens?

Unausgesetzt sprach er mit ihnen von ihr, wenn sie bei ihr gegessen hatten und warm geworden waren durch die Begegnung mit ihr. Er fühlte, daß sie alle noch etwas erregt waren, unzufrieden, wie Menschen, denen keine Befriedigung zu Teil geworden ist.

Nein, sie hatte keinen von diesen Männern geliebt, die im Licht der Öffentlichkeit standen; und er, der neben ihnen nichts bedeutete, nach dem sich niemand umwendete, den niemand ansah, wenn sein Name in einer Menschenmenge oder einem Salon genannt wurde, was hätte er ihr sein sollen? Nichts, nichts, ein Tischgast, ein bekannter Herr, ein jemand, der für diese umschwärmten Frauen der gewöhnliche Hausfreund wird, ein nützliches, aber nicht besonderes Wesen, ein Tischwein, den man mit Wasser trinkt.

Wenn er ein berühmter Mann gewesen wäre, hätte er vielleicht diese Rolle gespielt, die seine Be-

rühmtheit weniger demütigend gemacht haben könnte. Er, der Unbekannte, wollte davon nicht wissen, und so hatte er ihr geschrieben und Abschied genommen.

Als er die kurze Antwort bekam, war er ganz bewegt davon, als wäre ihm ein großes Glück widerfahren. Und nachdem er ihr hatte versprechen müssen, sie nicht zu verlassen, war er glückselig, wie nach einer großen Befreiung.

Ein paar Tage vergingen, ohne daß etwas zwischen ihnen geschah. Aber als der Rückschlag nach der Krisis vorüber war, fühlte er den Wunsch nach ihr wachsen und in seinen Adern brennen. Er hatte sich entschlossen, ihr nie wieder ein Wort der Leidenschaft zu sagen, aber er hatte nicht versprochen, nicht zu schreiben. Und eines Abends, als er nicht schlafen konnte, als alle Gedanken bei ihr weilten, setzte er sich — er konnte nicht anders — an den Schreibtisch und begann auf weißem Papier auszudrücken, was er fühlte. Es war kein Brief, es waren kurz hingeworfene Sätze, Gedanken, zitterndes Leid, das sich in Worte umsetzte.

Das beruhigte ihn. Es war ihm, als würde er etwas ruhiger. Und nachdem er sich hingelegt, konnte er endlich einschlafen.

Sobald er am nächsten Morgen aufwachte, las er die paar Seiten wieder durch, fand sie sehr glühend, that sie in einen Umschlag, schrieb die Adresse darauf, behielt sie bis abends und ließ sie spät in den Kasten werfen, daß sie sie beim Aufstehen empfing.

Er wußte wohl, daß sie sich über diese paar

Blätter Papier nicht ärgern würde. Die zurückhaltendsten Frauen haben für einen Brief, der aufrichtig von Liebe spricht, unendliche Nachsicht. Und wenn diese Briefe von einer Hand geschrieben sind, die zittert, mit Augen, die nur dies eine Antlitz sehen, das sie bethört hat, so üben sie nun ihrerseits auf die Herzen eine unbesiegliche Macht.

Als es anfing dunkel zu werden, ging er zu ihr, um zu sehen, wie sie ihn empfangen würde und was sie ihm sagte. Er fand Herrn von Pradon, der eine Cigarette rauchend sich mit seiner Tochter unterhielt. So saß er oft stundenlang bei ihr, denn er schien mehr als Mann, denn als Vater mit ihr zu verkehren. Sie hatte in ihre Beziehungen einen Hauch von Hofmacherei gebracht, wie sie sie gegen sich selbst übte und von allen verlangte.

Als sie Mariolle eintreten sah, leuchtete ein Lächeln über ihr Gesicht. Sie streckte ihm schnell die Hand entgegen, ihr Ausdruck schien zu sagen: Sie gefallen mir.

Mariolle hoffte, der Vater würde bald fortgehen. Aber Herr von Pradon ging nicht; obgleich er seine Tochter kannte und seit langem keinen Verdacht mehr gegen sie hegte — für so neutral hielt er sie — überwachte er sie doch immer mit neugieriger Aufmerksamkeit, etwas beunruhigt, ein ganz klein wenig wie ein Ehemann. Er wollte sehen, ob dieser neue Freund etwa Chancen auf einen dauernden Erfolg haben könnte, wie er wäre und was er wert sei. War er ein vorübergehender Gast, wie so viele andere, oder wurde er Mitglied des gewohnten Kreises?

Er blieb also sitzen, und Mariolle sah sofort ein, daß er ihn nicht fortbringen würde. Er fügte sich also darein und versuchte sogar ihn für sich zu gewinnen, wenn es irgend möglich wäre, denn er meinte sein Wohlwollen oder wenigstens seine Neutralität müsse immer besser sein wie seine Feindschaft. Er war liebenswürdig gegen ihn, unterhielt ihn gut und that nicht im mindesten verliebt.

Sie dachte zufrieden: Dumm ist er nicht, er spielt gut Komödie.

Und Herr von Pradon dachte: Das ist mal ein netter Mann, dem meine Tochter nicht, wie allen anderen Kamelen, den Kopf zu verdrehen scheint.

Als Mariolle den Augenblick für gekommen hielt zu gehen, ließ er sie beide sehr von ihm eingenommen zurück.

Aber voll tiefer Traurigkeit lief er davon. Bei dieser Frau litt er schon durch die Gefangenschaft, in der sie ihn hielt, denn er fühlte, daß er umsonst an dieses Herz klopfen würde, wie ein Gefangener mit der Faust gegen die Eisenthür schlägt.

Er war von ihr gefangen, er suchte sich nicht mehr zu befreien. Und da er seinem Schicksal nicht mehr entgehen konnte, beschloß er schlau, geduldig, beharrlich zu sein, sie durch Geschicklichkeit zu gewinnen, durch die Schmeichelei, der sie zugänglich war, durch das Hofmachen, das sie berauschte, durch die freiwillige Knechtschaft, in der er sich von ihr halten lassen würde.

Sein Brief hatte gefallen, — er wollte also

schreiben. Und er schrieb. Beinah jede Nacht, wenn er heimkehrte; zu der Zeit, wo der Geist durch alle Tagesgeschäfte angeregt ist und in einer Art starker Inspiration alles überlegt was ihn interessiert und bewegt hat, setzte er sich an den Schreibtisch zur Lampe und begeisterte sich im Gedanken an sie. Der poetische Keim, den aus Faulheit so viele indolente Männer in sich ersterben lassen, wuchs wie er sich ihm hingab. Wie er nur immer dasselbe schrieb, die gleichen Dinge, immer von seiner Liebe mit anderen Worten, die täglich seine Wünsche umformten, erhitzte er sein Blut im Bedürfnis, Zärtlichkeiten zu schreiben. Den ganzen Tag überlegte er es sich. Er fand für sie unwiderstehliche Ausdrücke, die seine überhitzte Leidenschaft wie Funken aus dem Gehirn springen ließ. So fachte er das Feuer seines eigenen Herzens an, brachte es zum lodernden Brand. Denn die wirklich tief gefühlten Liebesbriefe sind oft gefährlicher für den, der sie schreibt, als für den, der sie erhält.

Und je mehr er sich in diesem erregten Zustand erhielt, je mehr er mit Worten sein Blut zum Sieden brachte, je mehr nur dieser eine Gedanke in seiner Seele Platz griff, desto mehr verlor er aus den Augen, wie diese Frau in Wirklichkeit war. Er beurteilte sie nicht mehr, wie er sie zuerst gesehen. Er sah sie jetzt nur noch durch den Schleier seiner lyrischen Redensarten. Und alles, was er ihr jede Nacht schrieb, ward in ihm völlig zur Wirklichkeit. Diese tägliche Bemühung, sie zu idealisieren, machte aus ihr bald die, die er in ihr erträumte. Und sein einstiger

Widerstand fiel vor der unentwegten Zuneigung, die ihm Frau von Burne zeigte. In diesem Augenblick zog sie ihn, obwohl sie sich nichts gesagt hatten, gewiß allen anderen vor und zeigte es ihm offen. Er dachte also mit einer Art wahnsinniger Hoffnung, daß sie ihn vielleicht doch am Ende lieben würde.

Und in der That beglückten sie seine Briefe. Nie hatte jemand sie auf diese Art umworben und geliebt mit dieser stillschweigenden Zurückhaltung. Nie noch war jemand auf den reizenden Gedanken gekommen, ihr jeden Morgen beim Erwachen auf dem kleinen, silbernen Präsentierbrett, das die Zofe ans Bett brachte, solches Frühstück von Gefühl und Liebe unter einfachem Briefumschlag zu servieren. Und das Köstlichste daran war, daß er nie davon sprach, daß er es selbst garnicht zu wissen schien, daß er in ihrem Salon der kälteste ihrer Freunde zu sein schien, daß er an diese Zärtlichkeit, mit der er sie im Geheimen überschüttete, nie auch nur durch ein Wort erinnerte.

Gewiß hatte sie schon Liebesbriefe bekommen, aber in anderem Ton. Weniger zurückhaltend, dringender, mehr wie inständigste Drohungen und Bitten. Drei Monate lang, während der drei Monate der Krise, hatte Lamarthe eine wundervolle Korrespondenz mit ihr geführt, ein verliebter Romancier, der litterarisch girrt. In ihrem Schreibtisch in einem besonderen Fach lagen diese feinen, verführerischen Epistel an eine Frau von einem wirklich innerlich erregten Schriftsteller, der sie mit seiner Feder gestreichelt, solange, bis er die Hoffnung auf Erfolg verloren.

Mariolles Briefe waren ganz anders. Mit so energischer Konzentration auf seinen Wunsch, mit so richtigem, offenem Ausdruck, so völliger Unterjochung geschrieben, waren diese Briefe von einer Ergebenheit, die versprach, von solcher Dauer zu sein, erfüllt, daß sie sie bekam, öffnete und genoß mit einem Vergnügen, wie es ihr noch kein Brief je gemacht.

Das wirkte auf ihre Freundschaft für ihn, und sie forderte ihn um so öfter auf sie zu sehen, je mehr er jene völlige Verschwiegenheit in ihr Verhältnis zueinander brachte und, wenn er mit ihr sprach, keine Ahnung davon zu haben schien, daß er je auf einem Blatt Papier ihr seine Anbetung ausgesprochen. Und dann fand sie das Ganze originell, würdig eines Romans, und fand in der tiefen Befriedigung, dieses Wesen um sich zu wissen, das sie so liebte, eine Art besonderer Sympathie, so daß sie ihn auch auf besondere Art schätzte.

Bis dahin hatte sie in allen Herzen, die sie in Brand gesetzt, trotz der Eitelkeit ihrer Koketterie, die Beschäftigung mit anderen Dingen geahnt. Sie regierte nicht allein, sie fand bei allen Nebendinge, die sie nichts angingen.

Bei Massival war sie eifersüchtig auf die Musik. Bei Lamarthe auf die Litteratur, kurz immer auf irgend etwas. Sie war unzufrieden über den halben Erfolg, den sie errungen, denn sie fühlte sich unfähig, aus den Seelen dieser ehrgeizigen Männer alles andere hinauszujagen. Diese Männer von Namen, diese Künstler, für die der Beruf eine Herrin ist, von

der sie nichts trennen kann. Nun stieß sie zum ersten Mal auf einen, dem sie alles war, wenigstens schwor er es ihr. Nun allerdings der dicke Fresnel liebte sie ebenso, — aber es war eben der dicke Fresnel. Sie ahnte, erriet, daß sie noch nie jemand so in Banden geschlagen. Und ihre egoistische Dankbarkeit für den Mann, der ihr zu solchem Triumph verhalf, begann schon an Zärtlichkeit zu streifen. Sie brauchte ihn jetzt, brauchte seine Anwesenheit, brauchte seinen Blick, brauchte es, daß er um sie war, daß er sie mit jener Liebenswürdigkeit umgab. Wenn er ihrer Eitelkeit weniger schmeichelte als die anderen, so schmeichelte er um so mehr den allein herrschenden Forderungen, die in der Seele und im Fleisch der Koketten regieren: ihrem Ehrgeiz, ihrer Herrsucht, ihrem wilden Instinkt des äußerlich ruhigen Weibes.

Wie man ein Land erobert, richtete sie ihr Leben allmählich ein auf eine Menge kleiner Eroberungen, die sich immer häufiger folgten. Sie veranstaltete Feste, gemeinsamen Theaterbesuch, Diners in den Restaurants, damit er dabei sein sollte. Und sie zog ihn mit sich mit der Befriedigung eines Eroberers, konnte nicht mehr ohne ihn sein, oder vielmehr ohne die Sklaverei, zu der er sich erniedrigt hatte.

Er folgte ihr nach, glückselig so von ihren Augen geliebkost zu werden, durch ihre Stimme, durch alle ihre Launen zu ihr gezogen, und er lebte nur noch in Wunsch und Liebe, die in ihm brannten und tobten wie ein hitziges Fieber.

Zweiter Teil

I

Mariolle war eben zu ihr gekommen. Er erwartete sie, denn sie war noch nicht heimgekehrt, obgleich sie ihn durch eine Stadtdepesche heute morgen bestellt hatte.

In diesem Salon, wo er so gern weilte, wo alles ihm gefiel, empfand er trotzdem jedesmal, wenn er sich allein befand, Herzklopfen, etwas Nervosität und Unruhe, die es ihm unmöglich machte Platz zu nehmen, so lange sie nicht da war. In glücklicher Erwartung schritt er auf und ab, jedoch zugleich in der Befürchtung, irgend etwas möchte sie verhindern, rechtzeitig heimzukehren und er sie so erst am folgenden Tage sehen.

Er zitterte hoffnungsvoll, als er einen Wagen vor dem Haus halten hörte, und als die elektrische Klingel tönte, zweifelte er nicht mehr.

Sie trat ein, den Hut auf dem Kopfe, was sie sonst nie that, eilig und mit zufriedenem Ausdruck.

— Ich habe eine Neuigkeit für Sie! sagte sie.

— Was denn, gnädige Frau?

Sie blickte ihn lächelnd an:

— Nun, ich will einige Zeit aufs Land gehen.

Ein Kummer kam über ihn, plötzlich und stark, und man sah es ihm an:

— Und Sie sagen mir das mit einem glücklichen Gesicht?

— Ja. Setzen Sie sich mal hin. Ich will Ihnen etwas erzählen. Sie wissen doch — oder Sie wissen es nicht — daß Herr Valsaci, der Bruder meiner armen Mutter, Oberingenieur des Brückenbauwesens, in Avranches eine kleine Besitzung hat, wo er mit seiner Frau und seinen Kindern einen Teil seiner Zeit zubringt, denn er muß von Berufswegen dort sein. Kurz, wir besuchen sie jeden Sommer. Dieses Jahr wollte ich eigentlich nicht hingehen. Aber das hat ihn geärgert, und er hat Papa eine unangenehme Scene gemacht. Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen nun sagen, daß Papa auf Sie eifersüchtig ist und mir auch Scenen macht. Er behauptet, ich kompromittierte mich. Sie müssen also weniger oft kommen. Aber regen Sie sich nicht weiter darüber auf, ich werde die Sache schon in Ordnung bringen. Also Papa hat mir eine kleine Rede gehalten, und ich habe ihm versprechen müssen, zehn oder zwölf Tage vielleicht in Avranches zuzubringen. Dienstag früh reisen wir ab. Was sagen Sie dazu?

— Ich bin trostlos!

— Das ist alles?

— Ja. Was soll ich denn thun? Ich kann Sie doch nicht daran hindern.

— Und Sie finden keinen Ausweg?

— Nein, — ich nicht. Und Sie?

— Oh, ich habe eine Idee. Hören Sie. Avranches liegt ganz nahe vom Mont Saint-Michel. Kennen Sie den Mont Saint-Michel?

— Nein, gnädige Frau!

— Nun, wissen Sie was, nächsten Freitag kommt Ihnen plötzlich die Idee, dieses Wunderbauwerk sich einmal anzusehen. Sie machen dazu in Avranches Station und gehen Sonnabend abend zum Beispiel, bei Sonnenuntergang etwa, im Stadtwald spazieren, von wo man das Meer übersieht. Dort werden wir uns zufällig treffen. Papa wird ein böses Gesicht machen, — aber das ist mir gleich. Ich werde eine kleine Partie verabreden, und dann fahren wir alle zusammen — die ganze Familie — am nächsten Tag nach der Abtei. Sie müssen begeistert davon sein. Seien Sie liebenswürdig, wie Sie es sein können, wenn Sie nur wollen. Gewinnen Sie meine Tante und laden Sie uns alle in dem Hotel, wo wir absteigen, zu Tisch ein. Dort bleiben wir die Nacht, und so trennen wir uns erst am anderen Morgen. Ueber Saint Malo können Sie zurückkehren, und acht Tage darauf bin ich wieder in Paris. Nun, habe ich das nicht gut ausgedacht? Bin ich nicht nett?

Er flüsterte in plötzlicher Dankbarkeit:

— O Sie sind mir das liebste auf der Welt!

— Pst! machte sie.

Und ein paar Augenblicke sahen sie sich in die Augen. Sie lächelte. Und in diesem Lächeln drückte sie ihm nun ihre Dankbarkeit aus, den Dank ihres Herzens

und ihre Sympathie, ganz ehrlich, denn sie war weich geworden. Er betrachtete sie und verschlang sie beinahe mit den Augen. Er wäre ihr am liebsten zu Füßen gefallen, hätte ihre Kniee umschlungen, ihre Kleider zerissen, irgend etwas gebrüllt und vor allen Dingen ihr gezeigt, daß er das nicht ausdrücken konnte, was ihn von Kopf bis zu Fuß durchzitterte, was in seinem Leib, in seiner Seele unaussprechlich schmerzlich schlummerte, weil er seine Liebe, seine furchtbare, köstliche Liebe nicht zeigen konnte.

Aber sie begriff ihn, ohne daß er es sagte, wie ein Schütze fühlt, daß seine Kugel mitten ins Schwarze getroffen hat. In diesem Mann regierte nichts mehr als sie allein. Er gehörte ihr mehr, als sie sich selbst. Sie war zufrieden, und sie fand ihn reizend.

Und guter Laune sagte sie zu ihm:

— Also nichtwahr, abgemacht? Wir machen die Partie.

Er stammelte, indem er vor Bewegung kaum sprechen konnte:

— Jawohl, gnädige Frau, ich bin einverstanden!

Dann schwiegen sie wieder. Sie sagte ohne alle Entschuldigung:

— Sie können jetzt nicht länger bleiben. Ich bin nur nach Haus gekommen, um Ihnen das zu sagen, weil ich doch übermorgen abreise. Morgen bin ich den ganzen Tag beschäftigt, und vor Tisch muß ich noch vier oder fünf Besorgungen machen.

Er erhob sich sofort. Und nachdem er ihr die

Hand geküßt, ging er davon, ein wenig beklommenen Herzens, aber doch voll Hoffnung.

Vier lange Tage hatte er zu durchleben. Er brachte sie in Paris mühselig hin, ohne irgend einen Menschen zu sehen, indem er das Schweigen der Unterhaltung seiner Freunde und die Einsamkeit ihrer Gesellschaft vorzog.

Am Freitag morgen fuhr er also mit dem Kurierzug davon. Er hatte kaum geschlafen, fiebrig erregt durch die Erwartung dieser Reise. Sein dunkles schweigendes Zimmer, in dem man nur das Rollen später Droschken hörte, das nur seinen Wunsch abzureisen wachrief, hatte die ganze Nacht auf ihm gelastet wie ein Gefängnis.

Sobald nur ein Schein zwischen den Vorhängen auftauchte, der graue, traurige Schein des dämmernden Tages, sprang er aus dem Bett, öffnete das Fenster und blickte zum Himmel auf. Er hatte Angst, es möchte schlecht Wetter sein. Es war schön. Ein leiser Dunst lag in der Luft, das Vorzeichen großer Hitze. Schneller als es nötig war, zog er sich an. Zwei Stunden zu früh stand er schon fix und fertig da, Ungeduld im Herzen, das Haus zu verlassen und endlich unterwegs zu sein. Sein Diener mußte eine Droschke holen, nachdem er sich kaum angezogen, weil sein Herr fürchtete, er könnte keine finden.

Das erste Rattern des Wagens war für ihn wie ein beginnendes Glück. Aber als er in den Bahnhof von Montparnasse kam, wurde er ganz ungeduldig und erregt, daß es noch fünfzig Minuten dauerte, bis der Zug ging.

Ein Kupee war frei. Er nahm es ganz, um allein zu sein und sich seinen Gedanken überlassen zu können. Als er den Zug in Gang fühlte, der zu ihr glitt, wuchs in dem gleichmäßig schnellen Hinschießen des Kurierzuges seine Glut, statt sich zu beruhigen, und die Lust, eine kindische Lust überkam ihn, mit beiden Händen die Wände einzurennen, daß es schneller ginge.

Lange, bis mittag, blieb er in Erwartung und Hoffnung sitzen. Dann allmählich, nachdem Argentan hinter ihnen lag, zog das grüne, normannische Land seine Blicke an.

Der Zug fuhr durch ein welliges, von Thälern durchzogenes Hügelland, in dem die Bauernhöfe lagen, die Weiden, die Obstpflanzungen, alle von großen Bäumen umfriedigt, die zu leuchten schienen in den Strahlen der Sonne. Es war gegen Ende Juli, die Zeit, wo diese Erde, die mächtige Ernährerin, alle ihre Kraft des Lebens ausströmt. In allen Koppeln, die durch hohe Hecken verbunden und getrennt waren, standen starke Ochsen, Kühe, seltsam bunt gefleckt, Stiere mit breiter Stirn, stolz herausfordernd an den Hecken, oder lagen auf der Weide, die ihre Bäuche rundete; und ununterbrochen dasselbe Bild in der frischen Landschaft, deren Boden Fleisch und Apfelwein auszuschwitzen schien.

Am Fuße der Pappeln, leicht von Weiden verborgen, glitten schmale Wasserläufe hin; eine Sekunde blitzten im Grase Bäche auf, verschwanden, um weiterhin wieder aufzutauchen und tränkten das ganze Land mit fruchtbarer Frische.

Und Mariolle dachte zerstreut und glücklich bei diesem unausgesetzten schnellen Hinjagen durch den schönen Park von Apfelbäumen, in dem die Herden weideten, an seine Liebe.

Aber als er in Folligny umgestiegen war, ward er wieder ungeduldig, und während der letzten vierzig Minuten zog er zwanzigmal die Uhr. Alle Augenblicke beugte er sich zum Fenster und endlich erblickte er auf einem ziemlich hohen Hügel die Stadt, wo sie ihn erwartete. Der Zug hatte Verspätung gehabt, und es war nur noch eine Stunde bis zu dem Augenblick, wo er sie zufällig im Stadtpark treffen sollte.

Der Hotelomnibus fuhr mit ihm, dem einzigen Reisenden, langsam die Straße nach Avranches hinauf, dem die Häuser, die die Höhe krönten, aus der Ferne fast den Anblick einer Festung gaben. In der Nähe besehen war es eine hübsche, alte, normannische Stadt mit kleinen, regelmäßigen, sich einander fast gleichenden Häusern, die eines an das andere sich lehnten in altertümlichem Stolz und bescheidenem Wohlstand, etwas mittelalterlich und bäuerlich.

Sobald Mariolle seine Reisetasche auf dem Zimmer hatte, ließ er sich die Straße angeben, die zum botanischen Garten führt. Und mit langen Schritten, obgleich er noch viel Zeit hatte, ging er davon, in der Hoffnung, sie könnte etwas früher da sein.

Als er an das Gitter kam, sah er auf den ersten Blick, daß der Park leer oder fast leer war. Nur drei alte Männer ergingen sich dort, Bürger aus dem Ort, die dort ihren täglichen Spaziergang machten,

und eine englische Familie, Knabe und Mädchen mit dünnen Beinen, die um eine blonde Erzieherin spielten, deren zerstreuter Blick zu träumen schien.

Mariolle ging mit klopfendem Herzen seines Weges. Er kam an eine große Ulmenallee von dunklem Grün, die den Garten mitten durchschnitt, und als er mit einemmal auf einer Terrasse stand, die weiten Blick über das Land hatte, schweiften seine Gedanken von der ab, die ihn hierher rief. Von der Küste aus zog sich eine unendliche Sandebene hin, die in der Ferne mit dem Firmament zusammenging. Ein Fluß durchströmte sie. Und unter den glühenden Sonnenstrahlen glitzerten hier und da wie leuchtende Flecken, Wasserlachen, die aussahen wie Löcher, die mitten durch die Erde einen andern Himmel zu zeigen schienen.

Mitten in dieser gelben Wüste, die noch naß war von dem zurückebbenden Meer, erhob sich auf 12 oder 15 Kilometer vom Strand entfernt das monumentale Profil eines spitzen Felsens, einer phantastischen Pyramide, auf der eine Kathedrale stand.

In diesen riesigen Dünen fand sie nur ein einziges Gegenstück auf dem Trockenen, im Sande auf rundem Hügel: Tombelaine.

Weiterhin zeigten in der blauen Linie der Fluten andere Felsen ihre braunen Köpfe. Und wenn das Auge am Horizont weiter nach rechts hinglitt, entdeckte es neben diesen einsamen Sandflächen weithin gestreckt das grüne normannische Land, überall so mit Bäumen übersät, daß es wie ein unendlicher Wald

aussah. Auf einmal, auf einen Blick des Auges erschien an diesem Punkt die ganze Natur in all ihrer Größe und kräftigen Frische und ihrem Liebreiz. Und der Blick ging zurück von diesen scheinbaren Wäldern zu der jähen Erhöhung des Granitberges, der einsam aus dem Sande ragte und seine seltsame, gothische Gestalt riesenhaft emporreckte.

Das eigene Gefühl, das Mariolle so oft beim Anblick unbekannter Gegenden gepackt, kam so plötzlich über ihn, daß er unbeweglich stehen blieb, erregt und weich geworden und sein gequältes Herz vergaß. Aber als eine Glocke klang, wendete er sich herum, und plötzlich kam wieder die Erwartung über ihn, ihr zu begegnen. Der Park war noch immer fast leer. Die englischen Kinder waren davongegangen. Nur die drei alten Leute setzten noch ihren monotonen Spaziergang fort. Und er begann auf und nieder zu schreiten wie sie.

Jeden Augenblick mußte sie kommen. Er würde sie sehen am Anfang der Wege, die zu dieser wunderbaren Terrasse führten. Er würde ihre Figur erkennen, dann ihr Gesicht, ihr Lächeln. Und dann ihre Stimme hören. Welches Glück, welches Glück! Er fühlte sie nahe, noch unwahrnehmbar und unsichtbar. Aber sie dachte an ihn, denn auch sie wußte, daß sie sich wiedersehen würden.

Er hätte beinah einen Schrei ausgestoßen: ein blauer Sonnenschirm, nur das Rund des aufgespannten Schirmes glitt dort drüben über dem Gebüsch hin. Sie war es ohne Zweifel. Ein kleiner Junge erschien,

einen Reifen vor sich hertreibend, dann kamen zwei Damen, — er erkannte sie, — dann zwei Herren, ihr Vater und noch ein anderer. Sie war ganz in Blau wie ein Frühlingshimmel. O er erkannte sie, auch ohne ihre Züge unterscheiden zu können. Aber er wagte nicht, zu ihr zu gehen, er fühlte, er würde erröten, stammeln und diesen Zufall unter dem prüfenden Blick des Herrn von Pradon nicht erklären können.

Und doch ging er ihnen entgegen. Immer blickte er durch sein Opernglas, als sähe er sich die Landschaft an. Da rief sie ihn an, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, erstaunt zu scheinen.

— Guten Tag, Herr Mariolle! Es ist schön hier, nicht wahr?

Er war erschrocken über den Empfang und wußte nicht, was er antworten sollte. Er stammelte:

— Ach Sie sind es, gnädige Frau! Nein so ein Glück, Sie hier zu finden. Ich wollte mir auch einmal diese wundervolle Gegend ansehen.

Sie sagte lächelnd:

— Und Sie haben sich gerade den Augenblick ausgesucht, wo ich hier bin. Das ist aber liebenswürdig.

Dann stellte sie vor:

— Einer meiner besten Freunde, Herr Mariolle, — meine Tante Frau Valsaci, mein Onkel.

Sie begrüßten sich. Herr von Pradon und der junge Mann reichten sich kalt die Hand, und man setzte den Spaziergang fort.

Sie hatte es so eingerichtet, daß er zwischen ihr

und ihrer Tante ging und warf ihm einen plötzlichen Blick zu, einen jener Blicke, die fast aussehen wie Schwachheit. Sie sagte:

— Nun, wie finden Sie es hier?

— O, sagte er, ich glaube ich habe noch nie etwas Schöneres gesehen.

Sie antwortete:

— Oh, wenn Sie ein paar Tage hier gewesen wären wie ich, würden Sie fühlen, wie man ganz davon hingenommen ist. Das ist garnicht auszudrücken. Dies fortwährende Kommen und Gehen des Meeres über den Sand, diese unausgesetzte Bewegung, die nie aufhört, die alles das zwei Mal täglich überspült und so schnell, daß ein galoppierendes Pferd nicht vor der Flut entfliehen könnte. Dieses wunderbare Schauspiel, das der Himmel uns hier umsonst beschert, ich sage Ihnen, es bringt mich um alle Sinne. Ich erkenne mich garnicht wieder, nicht wahr, Tante?

Frau Valsaci, eine schon ältere Dame mit grauem Haar, eine vornehm aussehende Provinzlerin, die als Frau eines hohen Beamten eine Stellung hatte, gestand, sie hätte nie eine solche Begeisterung von ihrer Nichte gehört. Dann nach einigem Nachdenken sagte sie:

— Übrigens ist das weiter nicht wunderbar, wenn man wie sie all sowas immer nur als Dekorationen im Theater gesehen hat.

— Aber ich gehe beinah jedes Jahr nach Dieppe oder Trouville.

Die alte Dame begann zu lachen: — O nach Dieppe und Trouville geht man nur, um seine Freunde

zu besuchen. Das Meer ist nur da, um daran Rendezvous abzuhalten.

Sie hatte das ganz einfach, ohne jede Bosheit gesagt.

Man kehrte nach der Terrasse zurück, die unwiderstehlich die Schritte zu sich lenkte. Man konnte garnicht anders. Von jeder Ecke des Parkes aus mußte man dorthin gehen, wie eine Kugel nur bergab rollt. Die untergehende Sonne schien ein goldenes, feines, durchsichtiges, leuchtendes Netz hinter der hohen Silhouette des Mont Saint-Michel auszuspannen, der immer dunkler ward. Aber Mariolle sah nur noch das angebetete blonde Antlitz an, das an seiner Seite ging in einer blauen Wolke. Er hatte sie nie so schön gefunden. Sie schien ihm anders geworden, ohne daß er wußte wodurch, als wäre eine unvorhergesehene Frische über ihr Fleisch, über ihre Augen, über ihr Haar gehaucht und auch in ihre Seele. Eine Frische, die dieses Land, dieser Himmel, diese Klarheit, dieses Grün rundum ausströmte. Nie hatte er sie so gesehen, und nie erschien sie ihm so begehrenswert.

Er schritt neben ihr hin. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Und die Berührung ihrer Kleider, wenn ihr Arm ihn ab und zu streifte, wenn ihre Blicke sich sprechend trafen, alles nahm ihn ganz hin, als wäre in ihm alles übrige gestorben. Er fühlte sich ganz gelähmt durch die Berührung mit dieser Frau, ganz von ihr in Fesseln geschlagen, daß er nichts mehr war, daß er nur noch einen Wunsch hatte, einen Gedanken, eine Anbetung.

Sie hatte all ihre frühere Art verbrannt, wie einen Brief.

Sie sah und begriff sofort diesen völligen Sieg. Und zitternd, gerührt, lebhafter noch in der Landluft, angesichts dieses Meeres von Licht, von Duft und von frischen jungen Keimen, sagte sie, aber sie blickte ihn nicht dabei an:

— Ich freue mich, daß Sie hier sind.

Sofort fügte sie hinzu:

— Wie lange bleiben Sie?

Er antwortete:

— Zwei Tage, wenn heute als ein ganzer Tag zählen kann.

Dann wendete er sich gegen ihre Tante:

— Darf ich Sie bitten, gnädige Frau, mir mit Ihrem Herrn Gemahl die Ehre zu erweisen, morgen mit zum Mont Saint-Michel zu fahren?

Frau von Burne antwortete für ihre Verwandte:

— O sie darf nicht nein sagen, da wir einmal das Glück gehabt haben, Sie hier zu treffen.

Die Frau des Ingenieurs setzte hinzu:

— Sehr gern. Aber dann müssen Sie auch heute abend unser Gast sein.

Er verbeugte sich dankend.

Plötzlich kam eine wahnsinnige Freude über ihn, ein Glück, wie es einen packt, wenn man die Nachricht bekommt, die man am meisten ersehnt hat. Was war ihm geschehen? Was sollte Neues in sein Leben kommen? Nichts. Und doch fühlte er sich ganz bewegt, voll der Trunkenheit eines unerklärlichen Vorgefühls.

Sie gingen lange auf der Terrasse hin in Erwartung des Sonnenuntergangs, um zuletzt noch am feurigen Horizont den schwarzen gezackten Schatten des Mont Saint-Michel sich abzeichnen zu sehen.

Sie sprachen jetzt von gewöhnlichen Dingen, von allem was man in Gegenwart eines Fremden sagen kann, und dabei blickten sie sich ab und zu an.

Dann gingen sie zur Villa, die mitten in schönen Gärten mit dem Blick auf das Meer, am Ausgang von Avranches stand.

Mariolle wollte diskret sein, auch störte ihn das etwas kalte, beinah feindliche Benehmen des Herrn von Pradon. So ging er zeitig fort. Als er Frau von Burnes Hand an den Mund zog, sagte sie zwei Mal zu ihm mit seltsamer Betonung: — Also morgen auf Wiedersehen! Morgen auf Wiedersehen!

Sobald er fort war, machten Herr und Frau Valsaci, die seit Jahren so lebten, wie man in der Provinz lebt, den Vorschlag zu Bett zu gehen.

— O, sagte Frau von Burne, ich gehe erst noch ein bißchen in den Garten. — Und ihr Vater fügte hinzu:

— Und ich auch.

Sie ging hinaus, einen Shawl um die Schultern. Und nun schritten sie auf dem weißen Sand der Alleen, die der Mondschein erleuchtete und die aussahen wie kleine Wasserläufe, mitten durch den Rasen und zwischen den Büschen dahin.

Nach ziemlich langem Schweigen sagte Herr von Pradon beinah flüsternd:

— Liebes Kind, nichtwahr, Du wirst zugeben, daß ich Dir nie Ratschläge gegeben habe.

Sie fühlte es kommen und bereitete sich auf den Angriff vor:

— Pardon, Papa, Du hast mir wenigstens einen Ratschlag gegeben.

— Ich?

— Gewiß, gewiß!

— Einen Ratschlag, der ..... Deine Existenz betraf?

— Jawohl, und sogar einen sehr schlechten Rat. Ich bin auch ganz entschlossen, wenn Du mir noch einmal rätst, es nicht zu thun.

— Was für einen Rat habe ich Dir gegeben?

— Herrn von Burne zu heiraten. Und das ist, glaube ich, der Beweis, daß Du kein Urteil hast, keine Voraussicht, daß Du die Menschen im allgemeinen nicht kennst und Deine Tochter nicht im besonderen.

Er schwieg ein paar Augenblicke ganz erstaunt und verlegen. Dann sagte er langsam:

— Ja, damals habe ich mich getäuscht. Aber ich bin meiner Sache sicher, daß ich mich nicht täusche, wenn ich Dir einen väterlichen Rat gebe, wie ich ihn Dir heute geben muß.

— Bitte sage es nur. Ich werde davon annehmen was nötig ist.

— Du bist im Begriff Dich zu kompromittieren.

Sie begann zu lachen, etwas zu lebhaft:

— Mit Herrn Mariolle wahrscheinlich?

— Mit Herrn Mariolle.

— Ja, Du vergißt nur, daß ich mich schon kompromittiert habe: mit Herrn Georg von Maltry, mit Herrn Massival, mit Herrn Gaston von Lamarthe, mit zehn anderen, auf die Du eifersüchtig gewesen bist. Denn ich kann keinen Herrn nett und angenehm finden, ohne daß die ganze Gesellschaft wütend wird und Du an der Spitze, Du, den die Natur mir zum Heldenvater und Oberregisseur gegeben hat.

Er antwortete lebhaft:

— Nein, nein, Du hast Dich nie mit irgend jemand kompromittiert. Du bist im Gegenteil im Verkehr mit Deinen Freunden sehr taktvoll.

Sie antwortete keck:

— Mein lieber Papa, ich bin kein Pensionsmädchen mehr, und ich verspreche Dir, ich werde mich durch Herrn Mariolle nicht mehr kompromitieren lassen wie durch die anderen. Habe nur keine Angst. Allerdings gestehe ich zu, daß ich ihn gebeten habe herzukommen. Ich finde ihn reizend. Ich finde ihn ebenso gescheut, aber viel weniger egoistisch wie die anderen. Und Du warst genau derselben Ansicht bis zu jenem Tag, an dem Du glaubtest zu entdecken, daß ich ihn etwas vorziehe. Gott bewahre, so boshaft bist Du nicht? O ich kenne Dich auch. Ich könnte Dir noch mehr erzählen, wenn ich wollte. Nun, da Herr Mariolle mir gefiel, habe ich mir gesagt, daß es doch sehr nett wäre, so eine hübsche Partie mit ihm zu unternehmen, daß es doch lächerlich ist, sich um das ganz ungefährliche Vergnügen zu bringen, um alles, was einem Spaß macht. Und ich laufe keine Ge-

fahr mich zu kompromittieren, denn Du bist ja dabei.

Jetzt lachte sie freimütig, denn sie wußte ganz genau, daß jedes Wort saß, daß sie ihn durch diesen eifersüchtigen Verdacht, der schon lange in ihm schlummerte, festhielt. Und sie amüsierte sich über diese Entdeckung mit geheimer Koketterie, die sie nicht eingestehen wollte.

Er schwieg etwas verlegen. Er war unzufrieden, erregt und fühlte auch im Grunde seiner väterlichen Einsamkeit, in der er lebte, ein seltsames Rachegefühl, dessen Ursprung er nicht einmal suchen wollte.

Sie fügte hinzu:

— Habe nur keine Angst; es ist doch nichts Besonderes dabei jetzt in dieser Jahreszeit mit Onkel und Tante und mit Dir, Papa, und einem guten Freunde einen Ausflug nach dem Mont Saint-Michel zu unternehmen. Übrigens wird es weiter garnicht bekannt werden. Und wenn man es erfährt, so kann niemand darüber reden. Wenn wir wieder in Paris sind, wird dem Freunde ganz genau sein Platz in der Reihe der anderen wieder angewiesen.

— Meinetwegen! meinte er. Ich will nichts gesagt haben.

Sie gingen noch ein Stück hin. Dann meinte Herr von Burne:

— Wollen wir nicht umkehren, ich bin müde und möchte zu Bett gehen.

— Nein, ich gehe noch etwas spazieren. Die Nacht ist so schön.

Er sagte mit einem Hintergedanken:

— Geh nicht zu weit fort. Man weiß nie, wen man hier trifft.

— O, ich bleibe hier unter den Fenstern.

— Dann gute Nacht, liebes Kind!

Er küßte sie flüchtig auf die Stirn und verschwand im Haus.

Sie setzte sich ein Stück entfernt auf eine Rasenbank am Fuß einer Eiche. Die Nacht war warm. Von den Feldern wehte Duft herüber, mischte sich mit dem Geruch von der See her, und Nebel lagen in der Helle gebreitet, denn beim strahlenden Mondschein am wolkenlosen Himmel hatte sich das Meer mit Dünsten überzogen.

Sie krochen hin wie weißer Rauch und verbargen die Dünen, die die Flut jetzt überspülen mußte.

Michaele von Burne faltete die Hände über den Knieen und blickte in die Weite hinaus. Sie schien in ihrer Seele durch einen undurchdringlichen Nebel, der bleich war wie der Sand, lesen zu wollen.

Wie oft hatte sie sich schon in ihrem Toilettenzimmer in Paris, wenn sie so vor dem Spiegel saß, gefragt: Was liebe ich eigentlich? Was ersehne ich? Was hoffe ich? Was will ich? Was bin ich?

Neben ihrem Selbstgefühl und dem Wunsch zu gefallen, der ihr großen Genuß bereitete, hatte sie nie etwas anderes im Herzen empfunden als flüchtige schnell verlöschende Aufmerksamkeit. Sie kannte sich ganz gut, denn sie war zu sehr gewöhnt, ihr Gesicht zu betrachten und zu studieren, wie ihre ganze Person,

daß sie nicht auch ihre Seele durchstöbert haben würde. Bis dahin hatte sie nun sich mit dem allgemeinen Interesse abgefunden, für alles was die Menschen bewegt, das aber sie nicht fesseln, höchstens zerstreuen konnte.

Und doch jedesmal, wenn sie ein großes Interesse für jemand hatte erwachen fühlen, jedesmal, wenn eine Rivalin ihr einen Mann streitig machte, von dem sie etwas hielt, und ihre weiblichen Instinkte reizte, war ihr doch das Blut etwas heiß durch die Adern gelaufen und sie hatte bei diesen Irrgängen der Liebe ein größeres Glück empfunden, als allein die Freude zu gefallen. Aber das hielt nicht an. Warum? Es ermüdete sie, es ekelte sie an. Vielleicht war bei ihr der Verstand zu vorherrschend. Alles, was ihr zuerst an einem Mann gefiel, alles was sie bewegt, gereizt, verführt, schien ihr bald alt, welk, banal. Sie waren doch alle dieselben, ohne freilich genau die gleichen zu sein. Und bisher war ihr noch nie jemand vorgekommen, der Charakter und Eigenschaften gehabt hätte, die sie länger hätten fesseln und ihr Herz wirklich tief ergreifen können.

Wie kam das? Lag es an den Männern oder an ihr? Fehlte ihnen das, was sie suchte, oder fehlte ihr das, was in den Menschen die Liebe entzündet. Liebt man, weil man einmal ein Wesen getroffen, das man wirklich für sich geschaffen wähnt, oder liebt man, weil man einfach mit der Fähigkeit zu lieben geboren ist? Manchmal schien es ihr, als hätte das Herz der anderen Menschen Arme wie der

Körper, zarte ausgestreckte Arme, um an sich zu ziehen, zu umarmen und zu umschlingen und daß ihr Herz nur mit einem Sinn begabt sei: ihr Herz besaß nur Augen.

Manchmal erlebt man es, daß hervorragende Männer, sich wahnsinnig in Mädchen verlieben, die ihrer unwürdig sind, ohne Geist, ohne Wert, sogar manchmal nicht schön. Warum und weshalb? Ein Wunder! Dieses Gefühl in den Menschen kam also nicht bloß durch eine Begegnung sondern durch eine Fügung, irgend einen Keim, den wir in uns tragen und der sich plötzlich entwickelt. Sie hatte Geständnisse angehört, sie war Zeuge von Geheimnissen geworden, sie hatte selbst mit eigenen Augen die plötzliche Veränderung erlebt, die jener Rausch in die Seele zaubert und hatte lange darüber nachgedacht.

In der Gesellschaft, im Kommen und Gehen der Besuche, bei dem Klatsch, bei all den kleinen Albernheiten, mit denen man sich unterhielt, mit denen die reichen Nichtsthuer sich beschäftigen, hatte sie ab und zu mit neidischer Überraschung, mit Eifersucht und fast unglücklich, Wesen, Frauen und Männer, gefunden, in denen ohne Zweifel etwas Ungewöhnliches vor sich gegangen war. Es zeigte sich nicht ganz auffällig, nicht, — sofort zu begreifen. Aber mit ihrem feinen Instinkt fühlte und erriet sie es auf ihren Gesichtern, in ihrem Lächeln, in ihren Blicken. In allem lag etwas Unwiderstehliches, Köstliches, etwas von wundersamem Glück, eine tiefe Glückseligkeit der Seele, die sogar über den ganzen Menschen sich erstreckte, Hautfarbe und Blick erleuchtend.

Ohne zu wissen warum, ärgerte sie sich darüber. Verliebte hatten sie immer gereizt. Sie fühlte eine dumpfe tiefe Verachtung gegen Menschen, deren Herz in Liebe pochte. Sie meinte sie zu erkennen mit außergewöhnlicher Sicherheit und Genauigkeit. In der That hatte sie oft Verhältnisse geahnt, ehe man in der Gesellschaft irgend etwas davon gemerkt.

Wenn sie daran dachte, an jenen goldenen Wahnsinn, in den uns ein Mitmensch versetzen kann, sein Anblick, seine Worte, seine Gedanken, etwas an seinem Wesen und Sein, das unser Herz namenlos bewegt, so wußte sie, dessen war sie unfähig. Und doch, wie oft hatte sie von allem ermüdet, von unsagbaren Wünschen träumend, von jener quälenden Lust nach Abwechslung gepeinigt, einem Unbekannten, das vielleicht nur die dunkle Regung eines unbestimmten Liebesgefühls war, — wie oft hatte sie da gewünscht, mit geheimer Scham, die in ihrem Stolz aufstieg, dem Manne zu begegnen, der sie besiegen könnte, und wäre es nur auf kurze Zeit, ein paar Monate, dem Manne, der sie in diese zauberische Regung aller Gedanken, des ganzen Seins und Wesens, versetzte. Denn in solchen Zeiten großer seelischer Erregung mußte das Leben seltsam anmuten wie Extase und Rausch.

Sie hatte diese Begegnung nicht nur gewünscht, sie hatte sie sogar ein wenig herbeizuführen gesucht. Nur ein wenig, mit jener indolenten Betriebsamkeit, die nicht lange bei den Dingen verweilt.

Aber jedesmal, wenn sie geglaubt einen außergewöhnlichen Mann zu finden, hatte der Anfang: jenes

kurze Aufflammen des Herzens nach ein paar Wochen in unendlicher Enttäuschung ein Ende gefunden. Sie erwartete zu viel von seinem Wert, seiner Art, seinem Charakter, seiner Zartheit, seinen Eigenschaften. Bei jedem war sie noch dahingekommen festzustellen, daß die Fehler der bedeutenden Menschen oft viel größer sind, als ihre Vorzüge, und daß das Talent einfach eine Gabe ist wie ein scharfes Auge oder ein guter Magen, die Gabe, im Arbeitszimmer sitzen zu können, eine vereinzelt vorkommende Gabe, die mit all den persönlichen Annehmlichkeiten, die die Beziehungen der Menschenherzen anziehend machen, garnichts zu thun hatte.

Doch seitdem sie Mariolle getroffen, knüpfte sie anderes an ihn. Aber liebte sie ihn wirklich? Liebte sie ihn mit ihrem Herzen? Ohne besondere Vorzüge, ohne Namen zu haben, hatte er sie durch Hingebung, durch seine Zärtlichkeit, durch seine Intelligenz, thatsächlich durch die einfache Anziehungskraft seiner Person gefangen. Er hatte sie gefangen, denn sie dachte unausgesetzt an ihn; unausgesetzt wünschte sie ihn bei sich zu haben; kein anderes Wesen auf der Welt war ihr angenehmer, sympathischer und notwendiger. War das die Liebe?

Sie fühlte in sich nicht jene Glut, von der die Menschen reden. Aber sie fühlte zum ersten Male in sich den ernsten Wunsch, diesem Manne mehr zu sein, als eine verführerische Freundin. Liebte sie ihn? Mußte, um geliebt zu werden, ein Wesen außergewöhnliche Anziehungskräfte besitzen, ganz anders sein

wie die anderen, über ihnen stehen in dem Glorienschein, den das Herz um alles flammen läßt, was es liebt? Oder genügte es, daß er ihr so gut gefiel, daß sie beinah ohne ihn nicht mehr sein konnte?

Wenn es so war, dann liebte sie ihn, oder war wenigstens nahe daran ihn zu lieben. Nachdem sie ernstlich darüber nachgedacht, sagte sie sich endlich: „Ja, ich liebe ihn, aber der Schwung fehlt mir, die Leidenschaft. Die liegt nun einmal nicht in meinem Charakter."

Und doch hatte sie vorhin von jenem Schwung etwas in sich gefühlt, als sie ihn auf der Terrasse des Gartens von Avranches auf sich zukommen sah. Zum ersten Male hatte sie jenes Unaussprechbare in sich empfunden, das uns zu jemand zieht, treibt, uns ihm entgegenwirft. Sie hatte sich gefreut, neben ihm zu schreiten, ihn an ihrer Seite zu wissen, der lichterloh brannte für sie, als die Sonne niederstieg hinter den hohen Schatten des Mont Saint-Michel gleich einem Märchenbild. War die Liebe da nicht für sie selbst wie ein Märchen, an das die einen instinktiv glauben, und das die anderen, durch die Gewalt, mit der sie daran denken, endlich auch für wahr zu halten beginnen? Würde sie endlich auch daran glauben? Eine seltsame weiche Lust hatte sie angewandelt, ihren Kopf an die Schulter dieses Mannes zu lehnen, ihm näher zu sein, ganz in ihm aufzugehen, das, was man nie findet, ihm zu geben, was man umsonst anbietet und immer für sich behält: ihr innerstes Wesen.

Ja, sie hatte sich zu ihm hingezogen gefühlt,

und in diesem Augenblick noch zitterte dieser Schwung im Innersten ihres Herzens nach. Sie brauchte sich ihm vielleicht nur völlig zu überlassen, dann wurde Liebe daraus. Sie wehrte sich zu sehr dagegen, sie überlegte zu viel, sie sträubte sich zu sehr gegen den Reiz der Menschen. Würde es nicht köstlich sein, eines Abends so wie heute mit ihm am Bach, an den Weiden hinzuschreiten, und, um ihre ganze Leidenschaft ausströmen zu lassen, ihm ab und zu die Lippen zu bieten.

Ein Fenster der Villa ging auf. Sie wendete den Kopf. Es war ihr Vater, der sie ohne Zweifel suchte.

Sie rief ihm hinauf:

— Schläfst Du denn nicht?

Er antwortete:

— Du wirst Dich erkälten, wenn Du nicht bald kommst.

Da stand sie auf und ging ins Haus. In ihrem Zimmer zog sie die Vorhänge noch einmal auseinander, um hinauszublicken auf das Meer, dessen Dünste im Mondschein immer heller schienen, und es war ihr, als ob auch in ihrem Herzen die Nebel sich zerteilten beim Erwachen der Liebe.

Aber sie schlief gut, und das Mädchen mußte sie wecken, denn zeitig sollte zum Mont Saint-Michel aufgebrochen werden.

Ein großer Stellwagen fuhr vor, und als sie ihn auf dem Sande vor dem Hause knirschen hörte, beugte sie sich aus dem Fenster und traf sofort André

Mariolles Augen, der nach ihr sah. Ihr Herz begann ein wenig zu schlagen. Erstaunt und widerwillig stellte sie eine seltsame neue Bewegung dieses Muskels fest, der da stark klopft und das Blut heftig treibt, weil man jemand erblickt hat. Wie am Tag vorher, ehe sie eingeschlafen, sagte sie sich: „Ich bin also im Begriff ihn zu lieben."

Als sie ihm dann gegenüberstand, erriet sie, wie er in ihren Fesseln lag, wie er krank war vor Liebe. Und sie hätte am liebsten die Arme geöffnet und ihm den Mund geboten.

Sie wechselten nur einen Blick, der ihn vor Glück erblassen machte.

Der Wagen zog an. Es war ein heller Sommermorgen, die Vögel sangen, Jugendfrische lag über der Landschaft, und es ging durch Dörfer auf schmaler steiniger Straße, daß die Reisenden auf den Bänken des Wagens tüchtig durchgerüttelt wurden. Nach langem Schweigen begann Frau von Burne mit ihrem Onkel über den Zustand des Weges zu scherzen. Das genügte, um das Eis zu brechen, und die Heiterkeit, die über dem jungen Tage lag, schien auch in die Herzen zu dringen.

Plötzlich, als sie aus einem Dörfchen herauskamen, erschien wieder die Meeresbucht, jetzt nicht mehr rötlich wie am Abend vorher, sondern in durchsichtigem Glanz der Flut, die die Dünen und Sandflächen und feuchten Wiesen überspülte und, wie der Kutscher meinte, ein Stück weiterhin sogar den Weg.

So fuhren sie eine Stunde lang Schritt, um dem

Wasser Zeit zu lassen, sich wieder ebbend zurückzuziehen.

Ulmen und Eichen, die die Höfe einfaßten, zwischen denen sie durchfuhren, verdeckten ab und zu die immer größer werdenden Umrisse des Mont Saint-Michel, der jetzt meerumspült auf seinem Felsen sich erhob. Dann tauchte er einmal zwischen zwei Höfen plötzlich wieder auf, näher und immer wundervoller. Die Sonne vergoldete die gezackte Granitkirche dort auf dem Felsen.

Michaëla von Burne und André Mariolle betrachteten sie. Dann gingen ihre Blicke ineinander, und vermischten sich bei der langsam steigenden Bewegung ihrer Herzen.

Man unterhielt sich freundschaftlich. Frau Valsaci erzählte tragische Geschichten vom Versinken im Sande, nächtliche Abenteuer, wie der Triebsand die Menschen verschlungen. Herr Valsaci verteidigte den Deich, über den die Künstler sich ärgerten, zählte seine Vorteile auf, da er die ununterbrochene Verbindung mit dem Mont Saint-Michel möglich machte und Landteile vom Meer abschnitt, die zuerst zur Weide und später zur weiteren Kultur gewonnen wurden.

Plötzlich hielt der Wagen. Das Meer war über die Straße gespült; fast nichts, nur ein flüssiger Schaum glitt über die steinige Straße. Aber man mußte fürchten, daß hier und da tiefere Stellen, Löcher sich befanden, in denen man hängen bleiben konnte. Sie mußten also warten.

— Ach, das Wasser geht schnell zurück! — sagte

Herr Valsaci —, und er bezeichnete mit dem Finger den Weg, den die dünne Wasserschicht zurückfloh, als würde sie von der Erde eingesogen oder durch eine gewaltige Zauberkraft aus der Ferne fortgezogen.

Sie stiegen aus, um dies seltsame schnelle und stumme Zurückfluten des Meeres in der Nähe zu betrachten und folgten ihm Schritt auf Schritt. Schon erschienen grüne Flecken von Seegras, das hier und da sich leise hob. Die Flecken vergrößerten sich, wurden rund, wuchsen zu Inseln; diese Inseln sahen bald aus wie festes Land, das nur durch kleine Meere getrennt wurde. Und bald wich die Flut, so weit die Bucht zu übersehen war, zurück: es war als zöge man einen silbernen Schleier von der Erde, einen gewaltigen durchlöcherten, zerrissenen Schleier, so daß große, kurz bewachsene Wiesenflächen sichtbar wurden.

Man war wieder eingestiegen, aber alle blieben im Wagen stehen, um besser zu sehen. Wie nun der Weg vor ihnen trocken ward, setzten sich die Pferde von neuem in Gang, jedoch immer im Schritt. Und wie beim Schwanken des Wagens ab und zu das Gleichgewicht verloren ging, fühlte André Mariolle plötzlich Frau von Burnes Schulter gegen die seinige gelehnt. Zuerst meinte er diese Berührung sei zufällig durch das Rütteln hervorgebracht, aber sie blieb und jeder Ruck der Räder drängte ihre Schulter näher an ihn heran. Und bei jedem Stoß zitterte sein Leib und zuckte sein Herz. Er wagte nicht mehr die junge Frau anzusehen, voll Glück über dies unerhoffte Entgegenkommen, und er dachte in einer Sinnverwirrung

wie Trunkenheit: Ist das nur möglich? Kann es wirklich sein? Verlieren wir wahrhaftig beide den Verstand?

Die Pferde begannen zu traben, und sie mußten sich setzen. Da fühlte Mariolle das seltsam drängende Bedürfnis gegen Herrn von Pradon liebenswürdig zu sein. Und er wendete sich zu ihm mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit. Herr von Pradon war Artigkeiten fast ebenso zugänglich wie seine Tochter und ließ sich fangen, so daß er bald anfing zu lächeln.

Endlich hatten sie den großen Deich erreicht und nun fuhren sie dem Mont Saint-Michel zu, der sich am Ende dieses geraden mitten in den Dünen aufgebauten Dammes erhob. Links bespülte der Bach von Pontorson den Abhang, rechts hatten Weiden mit spärlichem Grün, das der Kutscher Meerfenchel nannte, Platz gemacht, die noch Wasser schwitzten, noch ganz vom Meer vollgesogen.

Das hohe Bauwerk wuchs mehr und mehr; vom blauen Himmel hob sich jetzt klar und deutlich in allen Einzelheiten der Glockenturm ab mit seinen Nebentürmchen, die Spitze der Abtei, wie gespickt mit fratzenhaften Wasserspeiern, unheimlichen Gesichtern, mit denen der Fabelglaube unsrer Väter ihre gotischen Heiligtümer versehen hat.

Es war gegen ein Uhr als sie im Hotel ankamen, in dem das Frühstück bestellt worden. Die Wirtin war vorsichtshalber noch nicht ganz fertig, und man mußte etwas warten. Sie setzten sich also spät zu Tisch und hatten großen Hunger. Der Champagner brachte bald gute Laune.

Alle fühlten sich zufrieden, und zwei Herzen meinten beinah glücklich zu sein. Beim Nachtisch, als die Anregung die der Wein und die Unterhaltung in sie gebracht, in ihnen jene Lebensfreude angeregt, die uns manchmal am Ende einer guten Mahlzeit überkommt und uns so stimmt, daß wir mit allem einverstanden sind, sagte Mariolle:

— Wollen wir bis morgen hier bleiben? Ach, es wäre zu schön, all das bei Mondschein zu sehen, und es wäre so hübsch, wenn wir heute Abend noch zusammen äßen.

Frau von Burne nahm sofort an; die beiden Herren stimmten bei. Nur Frau Valsaci zögerte wegen ihres kleinen Knaben, der zu Haus geblieben war. Aber ihr Mann beruhigte sie und erinnerte sie daran, daß sie ja öfters so fortgewesen. Er schickte sogar selbst sofort ein Telegramm an die Gouvernante. Er fand André Mariolle reizend, der den Straßendamm, um dem Ingenieur zu schmeicheln, sehr anerkannte und garnicht fand, daß er das landschaftliche Bild des Mont Saint-Michel besonders störe, wie es immer hieß.

Nachdem sie aufgestanden, gingen sie zur Abtei. Sie wählten den Weg über den Wall. Die Stadt, ein Haufen altertümlicher Häuser, hoch an dem riesigen Granitblock, der auf seinem Gipfel die Abtei trägt, in Stockwerken übereinander, ist von den Dünen durch eine hohe krenelierte Mauer getrennt. Diese Mauer umgiebt die alte Stadt, und zieht sich mit Ecken, Winkeln, Plattformen, Wachttürmen empor. Und

bei jeder Biegung entdeckt das erstaunte Auge einen neuen weiten Blick über den unendlichen Horizont. Man schwieg, denn alle waren etwas außer Atem nach dem Frühstück und immer wieder erstaunt, dies wunderbare Bauwerk zu sehen oder von neuem zu sehen. Über ihnen stieg ein seltsames Durcheinander von Pfeilern, Granitblumen, von Bogen von einem Turm zum anderen in den Himmel. Eine erstaunliche, gewaltige Bauart und dabei leicht wie Spitzen, durchbrochen auf dem Himmelsblau gearbeitet. In die Luft hinaus ragte die drohende, phantastische Armee von Wasserspeiern in Form von Tieren, die fortzufliegen, zu entfliehen schienen. Wo die Häuser aufhörten, zog sich auf der Nordseite des Hügels von der Abtei bis zum Meer ein schroffer, fast senkrechter Abhang; man nannte ihn den Wald, weil er mit alten Bäumen bestanden war und sich als tiefdunkler Fleck abhob von der weiten, weißen Sandfläche. Frau von Burne und André Mariolle, die vorausgingen, blieben stehen, um alles zu betrachten. Sie stützte sich auf seinen Arm und ein wohliges Gefühl überkam sie, wie sie es noch nie empfunden. Leicht stieg sie empor mit ihm gegen dieses Bauwerk, leicht, lustig, fantastisch wie ein Traum. Und sie wäre noch weiter gegangen. Sie hätte gewünscht, der schmale Weg möchte nie enden, denn zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sie sich ganz befriedigt.

Sie flüsterte:

— Gott, ist das schön!

Er antwortete und blickte sie an:

— Ich denke nur an Sie.

Sie gab mit einem Lächeln zurück:

— Ich bin nicht sehr poetisch, aber schön finde ich das, so schön, daß es mich wirklich packt.

Er stammelte:

— Ich liebe Sie wahnsinnig!

Er fühlte, wie sie leise seinen Arm drückte. Sie gingen weiter.

An der Thür der Abtei empfing sie ein Wächter. Und sie stiegen jene wundervolle Treppe zwischen zwei Riesentürmen hinauf, die zur Salles des Gardes führt. Dann gingen sie von Saal zu Saal, von Hof zu Hof, von Zelle zu Zelle, auf alles horchend, staunend, alles bewundernd: die Krypta mit ihren gewaltigen, kräftig schönen Pfeilern, die auf ihren Riesensäulen den ganzen Chor der prachtvollen Kirche trägt, jenes gothische Monument, das sich in drei Stockwerken erhebt, jenes wunderbare Meisterwerk kirchlicher und kriegerischer Architektur des Mittelalters. Dann kamen sie ins Kloster. Sie waren so erstaunt, daß sie stehen blieben, angesichts dieses großen viereckigen Klosterhofes, der von den zierlichsten reizvollsten Kreuzgängen aller Klöster der Welt umzogen war. In zwei Reihen standen die feinen Säulen mit den köstlichsten Kapitälen längs der vier Galerien, eine ununterbrochene Kette von Ornamenten und gothischen Zierblumen in unendlicher Mannigfaltigkeit, in immer neuer Form, und der geschmackvollen einfachen Erfindung der alten Meister, deren Meißel, Phantasie und Gedankenfülle beim Bearbeiten der Steine leitete.

Michaëla von Burne und André Mariolle gingen rundum, mit langsamen Schritten. Er führte sie, während die anderen etwas ermüdet von weitem bewunderten. Sie waren an der Eingangsthür geblieben.

— Gott ist das schön! sagte sie und stand still.

Er antwortete:

— Ich weiß garnicht mehr wo ich bin, ob ich lebe, was ich sehe. Ich fühle nur Sie an meiner Seite.

Da sah sie ihm ins Gesicht, lächelte und flüsterte:

— André!

Er begriff, daß sie sich ergab. Sie sprachen nicht mehr und gingen.

Das Gebäude wurde weiter besichtigt, doch ohne Aufmerksamkeit.

Aber die durchbrochene Treppe lenkte einen Augenblick ihre Gedanken ab. Sie lag in einem Bogen, der in freiem Raum zwei Glockentürme verband, als sollte man in die Wolken steigen. Und noch einmal packte sie das Erstaunen, als sie an den Weg der Tollen kamen, einen schwindeligen Granitpfad, der ohne Geländer beinah um die Zinne des Turmes führte.

— Darf man darübergehen? fragte sie.

— Es ist verboten! sagte der Führer.

Sie zeigte ihm ein Zwanzigfrancsstück. Der Mann zögerte. Die ganze Familie, die schon angesichts des Absturzes und der Riesenweite des Blickes erschrocken war, stellte sich dem Leichtsinn entgegen.

Sie fragte Mariolle:

— Aber Sie würden es doch wagen?

Er begann zu lachen:

— Ich bin schon schwierigere Wege geschritten.

Und ohne sich um die anderen zu kümmern, gingen sie: er voraus auf dem schmalen Gesims am äußersten Rande des Absturzes hin; sie folgte ihm, glitt an der Wand entlang mit geschlossenen Augen, um den gähnenden Schlund unter ihnen nicht zu sehen, jetzt doch etwas gepackt, beinah ohnmächtig vor Angst, indem sie sich krampfhaft an die Hand hielt, die er nach ihr ausstreckte. Aber sie fühlte, daß er stark war, daß ihn keine Schwäche anwandelte, er nicht schwindlig wurde und sicher auftrat. Und sie dachte glückselig trotz der Angst: Das ist doch einmal ein Mann. Sie waren jetzt allein in der Weite, so hoch wie die Seevögel strichen, und sie überblickte denselben weiten Raum, durch den unaufhörlich dieses Raubzeug mit den weißen Flügeln hin- und herschießt, die Luft während des Fluges mit den kleinen gelben Augen durchspähend.

Mariolle fühlte sie zittern und fragte:

— Sind Sie schwindlig?

Sie antwortete leise:

— Ein wenig. Aber mit Ihnen fürchte ich mich nicht.

Da näherte er sich ihr, und legte den Arm um sie, sie zu stützen. Und sie fühlte sich durch den festen Halt wieder so stark, daß sie aufzublicken wagte, um in die Ferne hinauszuschauen.

Er trug sie beinah, und sie überließ sich ihm ganz, sie genoß diesen kraftvollen Schutz, der sie durch den Himmel führte und wußte ihm Dank, — den romantischen Dank einer Frau, die sich auf diesen gefährlichen Gang nicht durch einen Kuß versündigen wollte.

Als sie dann wieder bei denen standen, die sie mit Ungeduld erwarteten, sagt Herr von Pradon zu seiner Tochter:

— Gott, ist das albern, was Du da gemacht hast!

Sie antwortete überzeugt:

— Nein, denn es ist ja geglückt. Nichts ist albern was glückt, Papa.

Er zuckte die Achseln, und sie stiegen wieder hinab. Beim Pförtner hielten sie sich noch auf um Photographieen zu kaufen. Als sie ins Hotel kamen, war es beinahe Essenszeit, und die Wirtin riet ihnen noch einen kurzen Spaziergang auf den Dünen, nach dem Meer hinaus zu unternehmen, um den Mont Saint-Michel von der Seeseite aus zu bewundern, von wo er — wie sie behauptete — am schönsten aussähe. Obgleich schon müde, ging doch die ganze Gesellschaft wieder fort um den Wall herum und lief ein Stück auf dem beunruhigend weichen Sand hin und her, der den Eindruck machte als sei er fest, auf dem aber der Fuß, den man auf den schönen, gelben Teppich stellte, plötzlich fast bis zur Wade einsank.

Vom Strand aus verlor die Abtei plötzlich ganz das Aussehen einer Kathedrale mitten im Meer, wodurch sie von dem festen Lande aus den erstaunlichen

Anblick bot. Von hier aus sah sie wie ein streitbares, festes Schloß aus mit der großen, gezackten Mauer, von malerischen Schießscharten durchbrochen und durch gewaltige Strebepfeiler gehalten, deren Cyklopenmauerwerk vom Fuß des seltsamen Berges heraufstieg. Aber Frau von Burne und André Mariolle kümmerten sich kaum mehr um alles das, dachten nur an sich selbst, ganz gefangen in dem Netz, in das sie sich gegenseitig verstrickt, in jenem Gefängnis eingeschlossen, in dem man nichts mehr weiß von der ganzen Welt und nichts mehr erblickt als ein einziges Wesen.

Als sie vor dem gefüllten Teller saßen beim warmen Licht der Lampe, schienen sie wieder zu erwachen und fühlten trotz alledem, daß sie hungrig geworden waren.

Lange blieb man bei Tisch sitzen und man vergaß bei gemütlicher Unterhaltung den Mondschein. Übrigens hatte auch niemand mehr Lust hinauszugehen und es wurde gar nicht davon gesprochen. Der volle Mondschein konnte mit poetischem Glanz die kleinen Schaumköpfe der steigenden Flut versilbern, die in hohler Brandung fast unmerklich aber schauerlich über den Strand heranrollte, konnte die Mauern umspülen, die um den Berg herumliefen und auf die unbegrenzte Meeresweite, die vom Licht glänzte, das auf die Dünen fiel, den romantischen, gewaltigen Schatten aller Kirchtürme der Abtei mit seinem Licht umsäumen: man hatte keine Lust mehr zu sehen.

Es war kaum zehn Uhr als Frau Valsaci totmüde davon sprach sich zurückzuziehen. Und ohne

den geringsten Widerspruch waren alle der gleichen Ansicht. Nachdem man herzlich gute Nacht gesagt, suchte jeder sein Zimmer auf.

André Mariolle wußte wohl, daß er nicht schlafen würde. Er steckte zwei Lichter auf dem Kamin an, öffnete das Fenster und blickte in die Nacht hinaus.

Sein ganzer Körper zitterte unter der Qual einer vergeblichen Hoffnung. Er wußte sie da, ganz nahe, nur durch zwei Thüren von ihm getrennt. Aber es war beinah so unmöglich zu ihr zu gelangen, als hätte einer das Meer aufhalten wollen, das das Land umspülte. Er hatte Lust zu schreien, und seine Nerven quälte die nicht zu befriedigende unnütze Erwartung derart, daß er sich fragte was er thun sollte, denn er konnte die Einsamkeit dieses öden Zimmers nicht mehr ertragen.

Allmählich war es ganz still im Hotel geworden und auf der einzigen, gewundenen Straße der Stadt. Mariolle blieb noch immer am Fenster. Er wußte nur, daß die Zeit vorüberging. Er sah die silberglänzende Fläche der nahenden Flut, und immer länger verschob er den Augenblick zu Bett zu gehen als hätte er ein Vorgefühl gehabt von irgend einem bevorstehenden Glück.

Plötzlich war es ihm als hörte er Geräusch am Schloß. Er fuhr herum. Die Thür öffnete sich langsam, eine Frau trat ein, einen weißen Schleier über dem Kopf, in einen jener großen Schlafmäntel gehüllt, die ganz aus Seide, Flaum und Duft gemacht scheinen. Sie schloß sorgfältig die Thür hinter sich. Dann, als

sähe sie ihn nicht sich scharf abzeichnen gegen den hellen Rahmen des Fensters, wie er zitternd vor Glück dastand, ging sie geradenwegs zum Kamin und löschte die beiden Lichter.

II

Am anderen Morgen sagten sie sich an der Thür des Hotels Lebewohl. André Mariolle war zuerst heruntergekommen und erwartete sie, erregt vor Glück und Unruhe. Was würde sie thun, wie sein! Was sollte aus ihnen beiden werden? Welch glückliches oder gräßliches Abenteuer nahm seinen Anfang? Sie konnte aus ihm machen was sie wollte wie ein Opiumraucher, ein Märtyrer ganz nach ihrem Wunsch. Er stand neben den beiden Wagen. Zwei, denn sie mußten sich trennen. Er setzte seine Reise nach Saint Malot fort, um seiner Lüge getreu zu bleiben, sie kehrten nach Avranches zurück.

Wann würde er sie wiedersehen? Würde sie ihren Besuch bei den Verwandten abkürzen oder noch länger ausbleiben. Er hatte eine gräßliche Angst vor ihrem ersten Blick und ihrem ersten Wort, denn er hatte sie nicht gesehen, und sie hatten sich beinahe nichts gesagt während des kurzen Liebesrausches dieser Nacht. Sie hatte sich kurz entschlossen ergeben aber mit schamhafter

Zurückhaltung, ohne lange zu bleiben, ohne sich seiner Zärtlichkeit länger zu überlassen. Dann war sie mit leichten Schritten fortgegangen und hatte geflüstert:

— Morgen auf Wiedersehen, mein Geliebter.

Von jener kurzen seltsamen Begegnung blieb André Mariolle das Gefühl einer leisen Enttäuschung wie bei einem Manne, der nicht die volle Ernte der Liebe, die er reif meinte, hat einheimsen können und zu gleicher Zeit der Rausch des Triumphes: die beinah gewisse Hoffnung, bald den letzten Widerstand zu überwinden.

Er hörte ihre Stimme und zitterte. Sie sprach laut, erregte sich gegen einen Wunsch ihres Vaters, und als er sie auf der untersten Treppenstufe sah, gewahrte er um ihren Mund jenen kleinen verräterischen Zug, daß sie sich ärgerte.

Mariolle ging ihr zwei Schritte entgegen. Sie sah ihn und lächelte. In ihren plötzlich beruhigten Augen tauchte ein Wohlwollen auf, das sich über das ganze Gesicht verbreitete. Dann fühlte er in ihrem plötzlichen zarten Händedruck die Bestätigung, daß sie sich ihm geschenkt, völlig und ohne Reue.

— Wir werden uns also trennen! sagte sie.

— Ja, gnädige Frau. Ich leide darunter mehr, als ich zeigen kann.

Sie flüsterte:

— Es ist nicht lange!

Als Herr von Pradon nachkam, fügte sie leise hinzu:

— Sagen Sie, Sie wollten noch eine Reise von

zehn bis zwölf Tagen nach der Bretagne unternehmen, aber thun Sie es nicht.

Frau Valsaci kam ganz bewegt herbei:

-- Was höre ich eben von Deinem Vater! Du willst uns übermorgen verlassen. Aber Du wolltest doch mindestens bis Montag bleiben?

Frau von Burne antwortete etwas ernster:

— Papa ist aber auch zu ungeschickt, daß er nicht ruhig sein kann. Ich bekomme wie immer durch den Aufenthalt an der See Neuralgie, die sehr unangenehm ist und habe allerdings davon gesprochen fortzugehen, damit ich nicht vier Wochen auf der Nase liege. Aber in diesem Augenblick wollen wir doch nicht davon reden.

Der Kutscher Mariolles drängte zur Abfahrt, damit er den Zug in Pontorson nicht versäume.

Frau von Burne fragte:

— Wann kommen Sie denn nach Paris zurück?

Er schien zu zögern:

— Ja, ich weiß nicht recht. Ich wollte Saint Malot noch sehen, Brest, Douarnenez die Bucht von Trépassés, Audierne, Penmarch, Le Morbihan, — kurz, jene ganze Ecke des berühmten bretonischen Landes. Das kostet ganz gewiß — — — —

Er schwieg einen Augenblick, schien zu berechnen, zu überlegen und sagte:

— Fünfzehn bis zwanzig Tage.

— Das ist sehr lang! sagte sie und lachte. — Wenn ich wieder Nervenschmerzen habe diese Nacht, kehre ich schon in zwei Tagen zurück.

Es überkam ihn eine so starke Bewegung, daß er am liebsten hätte rufen mögen: „Dank! Dank!"

Er begnügte sich damit, die Hand, die sie ihm zum letzten Mal hinstreckte, zu küssen, zu küssen wie ein Liebhaber.

Und nach tausend Abschiedsworten, Dank und gegenseitigen Liebenswürdigkeiten mit dem Ehepaar Valsaci und Herrn von Pradon, der durch die angekündigte Reise etwas beruhigt war, stieg er in den Wagen und entfernte sich, mit einem letzten Blick zu ihr.

Er kehrte ohne Aufenthalt nach Paris zurück, und sah sich nichts an unterwegs. Während der ganzen Nacht, die er in seinem Wagenabteil lag mit halb geschlossenen Augen, gekreuzten Armen, die Seele in Erinnerungen getaucht, dachte er an nichts anderes wie an den Traum, der in Erfüllung gegangen war. Sobald er daheim war und nur einen Moment für sich hatte in der Bibliothek, wo er sich gewöhnlich aufhielt, wo er arbeitete, schrieb, wo er beinah immer seine innere Ruhe fand inmitten seiner geliebten Bücher und bei seinem Klavier und seiner Geige, begann in ihm jene fortwährende Qual der Ungeduld, die wie ein Fieber unersättliche Herzen schüttelt. Unfähig bei einer Sache zu bleiben, sich mit etwas zu beschäftigen, genügte ihm nichts, seine Gedanken abzulenken oder seinen Körper aufzurütteln, keine der Gewohnheiten, mit denen er sonst seine Zeit vertrieb, wie Lesen und Musik und er fragte sich, was er thun sollte, um diese neue Erregung zu bannen. Da kam ihm das Be-

dürfnis zu gehen, sich zu bewegen, jene Krise, die der Geist dem Körper übermittelt und die nichts ist als das instinktive unersättliche Bedürfnis jemand zu suchen und wiederzusehen.

Er zog den Überzieher an, setzte den Hut auf, öffnete die Thür, und, während er die Treppe hinunterging, fragte er sich: Wohin? Da kam er auf einen Gedanken, an den er noch nicht gedacht. Sie mußten, um sich zu treffen, eine heimliche, hübsche, versteckte Wohnung haben.

Er suchte, lief hin und her durch die Straßen, die Boulevards, beobachtete aufgeregt die Portiers, ob sie verständnisinnig lächelten, die Vermieterinnen mit verdächtigen vielversprechenden Gesichtern, prüfte die Wohnungen mit zweifelhaften Möbeln und kehrte abends entmutigt heim. Von neun Uhr ab am anderen Morgen ging er wieder auf die Suche. Endlich entdeckte er, als es Abend geworden war, in einer kleinen Straße von Auteuil, mitten in einem Garten mit drei Eingängen, einen einsamen Gartenpavillon, den ein Tapezierer aus der Nachbarschaft versprach binnen zwei Tagen herzurichten. Er suchte die Stoffe aus, wollte sehr einfache Möbel haben aus lackiertem Fichtenholz und dicke Teppiche. Der Garten unterstand der Aufsicht eines Bäckers, der nahe einem der Eingänge wohnte. Er kam mit der Frau dieses Mannes überein, daß sie es übernehmen sollte die Wohnung in Stand zu halten, und mit einem Gärtner in der Nähe, daß er die Beete mit Blumen zu schmücken habe.

Alle diese Anordnungen hielten ihn bis acht Uhr abends auf. Als er totmüde heimkehrte, fand er klopfenden Herzens ein Telegramm auf dem Schreibtisch. Er öffnete und las:

„Ich bin morgen Abend wieder da. Näheres folgt. Miche."

Er hatte ihr noch nicht geschrieben in der Befürchtung, seine Briefe möchten verloren gehen, da sie ja Avranches verlassen wollte. Sobald er gegessen, setzte er sich an den Schreibtisch, um ihr auszudrücken, was seine Seele empfand. Es dauerte lang und war schwierig, denn alle die Worte, Ausdrücke und Gedanken, die er fand, schienen ihm farblos, lächerlich und zu banal, um das zu sagen, was er empfand.

Am anderen Morgen erhielt er einen Brief von ihr, daß sie am Abend zurückkehrte. Sie bat ihn, einige Tage lang sich keinem Menschen zu zeigen, damit man auch wirklich an seine Reise glauben könne, und bestellte ihn am anderen Morgen gegen zehn Uhr früh auf die Terrasse an der Seine im Tuilleriengarten.

Eine Stunde zu früh war er schon da. Und er irrte in dem großen Garten hin, den nur morgendliche Besucher durcheilten, Beamte, die in die Ministerien am linken Seineufer gingen, Angestellte, Arbeiter aller Art. Es machte ihm Spaß, diese Leute eilig dahinschreiten zu sehen, die die Notwendigkeit ihr tägliches Brot zu verdienen zu aufreibender Arbeit trieb. Er verglich sich mit ihnen in dieser Stunde wo er seine Geliebte erwartete, eine der Größen der Gesellschaft. Und er

fühlte sich als so glückliches, begnadetes Wesen, das außerhalb des Kampfes stand, daß ihn der Wunsch überkam dem blauen Himmel zu danken, denn die Vorsehung war für ihn nichts als ein zufälliger Wechsel zwischen dem Himmelsblau und dem Regen, dem tückischen Herrn über Zeit und Menschen.

Ein paar Minuten vor zehn Uhr stieg er zur Terrasse hinauf und lugte nach ihr aus.

Sie wird unpünktlich sein! dachte er. Da hatte er kaum die zehn Schläge der Uhr eines benachbarten Gebäudes gehört, als er meinte sie ganz in der Ferne zu sehen, wie sie mit schnellem Schritt den öffentlichen Garten durcheilte gleich einem kleinen Ladenmädchen, das ins Geschäft geht. Er zögerte, ob sie es wirklich war. Er erkannte ihren Gang, aber er wunderte sich über ihr verändertes Aussehen, so bescheiden in einem einfachen dunklen Kleid. Aber sie kam auf die Treppe zu, die zur Terrasse heraufführte, in einer geraden Linie, als kennte sie den Weg längst.

Aha! sagte er sich, — sie scheint öfters hier herzukommen! Er sah, wie sie das Kleid hob, um den Fuß auf die erste Stufe zu stellen, dann wie sie eilig die übrigen hinaufeilte. Und als er ihr schnell entgegentrat, sagte sie mit leichtem Lächeln, in dem etwas Unruhe lag:

— Sie sind unvorsichtig, Sie müssen sich doch nicht so zeigen. Ich sah Sie ja schon beinah von der Rue de Rivoli aus. Kommen Sie, wir setzen uns hier auf eine Bank da hinter der Orangerie. Da müssen Sie mich ein andermal erwarten.

Er konnte nicht anders als sie zu fragen:

— Kommen Sie denn öfters hierher?

— Ach ja. Ich liebe diesen Platz sehr, und da ich früh aufstehe, so mache ich meine Spaziergänge hierher, wo die hübsche Aussicht ist. Und dann trifft man niemals jemand hier, während das Bois ja ganz unmöglich jetzt ist. Aber verraten Sie niemand das Geheimnis.

Er lachte:

— Ich werde mich wohl hüten!

Er nahm vorsichtig ihre Hand, die kleine Hand, die versteckt in den Falten des Kleides niederhing und seufzte:

— Ich habe Sie so lieb. Ich bin ganz krank durch das Warten. Haben Sie meinen Brief bekommen?

— Ja, ich danke. Er hat mir große Freude gemacht.

— Sie sind mir also nicht böse?

— Nein. Warum denn? Sie sind so lieb.

Er suchte nach glühenden Worten voller Dankbarkeit und Erregung. Er fand keine. Und zu sehr ergriffen, als daß er die Worte noch hätte wählen können, sagte er:

— Ich habe Sie so lieb!

Sie antwortete:

— Ich habe Sie hierher bestellt, weil auch hier Wasser und Schiffe sind. Es ist nicht so wie dort, aber doch auch ganz schön.

Sie hatten sich auf eine Bank gesetzt auf dem

beinah allein, von keiner Seite zu sehen. Zwei Gärtner und drei Kindermädchen waren die einzigen lebenden Wesen zu dieser Stunde auf der langen Terrasse.

An der Uferstraße ihnen zu Füßen rollten die Wagen hin, ohne daß sie sie sahen, auf dem Bürgersteig unter ihnen klangen Schritte gegen die Wand, auf der die Anlagen sich befanden. Und da sie noch keine Worte fanden, blickten sie zusammen auf die wundervolle Pariser Landschaft von der Insel des heiligen Ludwig und den Türmen von Notre-Dame bis zu den Geländen von Meudon. Sie sagte wieder:

— Es ist wirklich reizend hier!

Ihm aber kam plötzlich wieder die Erinnerung an ihren Gang hoch oben in den Lüften, am Turm der Abtei, und immer noch daran denkend, was nun vergangen war und was ihn so bewegte, sagte er:

— Denken Sie noch an unsern Gang über den Steig der Tollen dort oben?

— Ja. Aber wenn ich jetzt daran denke, fürchte ich mich. Herrgott, ich würde schwindlig sein, wenn ich noch einmal hinüber müßte. Ich war durch die freie Luft, durch die Sonne und das Meer ganz darüber hinweggebracht. Sehen Sie einmal, lieber Freund, wie das wundervoll ist, was hier vor uns liegt. Ich liebe Paris so sehr!

Er war erstaunt. Er hatte das unbestimmte Gefühl, als ob irgend etwas, was dort oben in ihr gelegen, verschwunden sei. Und er sagte:

— Wo es auch sei, ich bin nur glücklich bei Ihnen.

Sie drückte ihm ohne Antwort die Hand.

Nun, wo er glücklich war durch die leise Berührung, glücklicher vielleicht als durch ein zärtliches Wort, wo ihm vom Herzen alle Verlegenheit genommen war, die ihn bisher doch bedrückt, konnte er endlich sprechen.

Er sagte langsam, beinah mit feierlichen Worten, daß sein Leben ihr für immer gehöre: sie könne mit ihm machen was sie wolle.

Sie war dankbar. Aber ein modernes Menschenkind, dem immer die Ironie im Hintergrund sich regte, lächelte sie und sagte:

— Versprechen Sie nicht zu viel!

Er wendete sich ganz zu ihr, blickte ihr tief in die Augen mit jenem Blick, der etwas von körperlichem Berühren hat, wiederholte noch einmal ausführlich, was er ihr eben gesagt, glühender und poetischer als er es ihr in so vielen überspannten Briefen geschrieben, drückte er es ihr mit solcher inbrünstigen Überzeugung aus, daß sie ihm wie betäubt zuhörte. Sie fühlte sich durch seine anbetungsvollen Worte geschmeichelt als Weib in jeder Faser, stärker und tiefer als sie es je empfunden.

Als er schwieg, sagte sie einfach:

— Ich habe Sie auch lieb.

Sie hielten sich bei der Hand wie Kinder, die auf der Landstraße nebeneinander hingehen. Sie sahen nun mit leeren Blicken die kleinen Dampfboote über

in dem verworrenen gewaltigen Getöse, das bald laut, bald schwächer hinaufbrandete; in dieser Stadt, erfüllt vom Leben und Treiben einer Welt — einsamer als auf jenem luftigen Turm. Und ein paar Sekunden vergaßen sie wirklich, daß es auf der Erde etwas anderes gab als sie.

Sie kam zuerst zur Wirklichkeit wieder zurück und erinnerte sich daran, daß es schon spät geworden sei.

— Wollen wir uns morgen hier wieder treffen? fragte sie.

Er überlegte ein paar Sekunden und war verlegen, bei dem, was er sagen wollte:

— Ja, ja, gewiß. Aber werden wir uns niemals anderwärts sehen? Es ist ja hier ganz still, aber hier kann alle Welt herkommen.

Sie zögerte:

— Das ist richtig. Und Sie dürfen sich ja auch vierzehn Tage lang mindestens vor keinem Menschen sehen lassen, damit man an Ihre Reise glaubt. Das ist reizend und ganz geheimnisvoll wenn wir uns treffen, ohne daß man weiß, daß Sie in Paris sind. Aber zu mir können Sie jetzt nicht kommen. Ich sehe also nicht, wie . . .

Er fühlte, daß er rot ward und sagte:

— Ich kann Sie auch nicht bitten zu mir zu kommen. Könnten wir uns nicht anderwärts treffen?

Sie war weder erstaunt noch verletzt, denn sie war eine praktische, logisch denkende Frau ohne falsche Scham.

— Gewiß! sagte sie. Man muß nur einmal überlegen.

— Ich habe es mir schon überlegt.

— Schon?

— Gewiß, gnädige Frau.

— Nun?

— Kennen Sie die Rue des Vieux-Champs in Auteuil?

— Nein.

— Sie führt von der Rue Tournemine in die Rue Jean-de-Saulge.

— Nun und? . . .

In dieser Straße oder vielmehr in diesem Gäßchen liegt ein Garten, in diesem Garten ein Gartenhaus, das den Ausgang gleichfalls zu den beiden Straßen hat, die ich eben genannt habe.

— Weiter?

— Dieses Gartenhaus steht zu Ihrer Verfügung.

Sie sann nach. Dann stellte sie ohne Verlegenheit zwei oder drei weiblich vorsichtige Fragen. Er antwortete. Es schien ihr zu genügen, denn sie flüsterte, indem sie aufstand:

— Gut, ich komme morgen.

— Um wieviel Uhr?

— Um drei.

— Ich werde Sie hinter der Hausthür von Nummer sieben erwarten. Vergessen Sie nicht, klopfen Sie nur, wenn Sie vorübergehen.

— Gut. Leben Sie wohl, mein Freund. Morgen auf Wiedersehen!

— Morgen auf Wiedersehen. Adieu! Dank. — Ich bete Sie an.

Sie waren aufgestanden.

— Begleiten Sie mich nicht, — sagte sie. — Bleiben Sie zehn Minuten hier und gehen Sie über den Kai fort.

— Adieu!

— Adieu!

Sie ging sehr schnell davon, so einfach, so bescheiden, so geschäftig, daß sie wirklich einer jener arbeitsamen Töchter von Paris glich, die früh durch die Straßen eilen, zu ehrlichem Lebensunterhalt.

Er ließ sich nach Auteuil fahren, denn er hatte Angst, die Wohnung möchte morgen nicht fertig sein.

Aber er fand lauter Arbeiter dort. Die Wände waren mit Stoff verkleidet, Teppiche lagen auf dem Boden, man hämmerte, klopfte, reinigte überall. Im ziemlich umfangreichen hübschen Garten, dem Überrest eines ehemaligen alten Parkes, der einige große Bäume enthielt, dicke struppige Gebüsche, zwei Grasplätze und gewundene Wege in den Anlagen, hatte der Gärtner aus der Nachbarschaft schon Rosen, Geranien, Reseda gepflanzt und zwanzig andere Sorten von Pflanzen, deren Aufblühen man sorglich verzögert oder beschleunigt, um aus kahlem Feld in einem Tag ein Blumenbeet hervorzuzaubern.

Mariolle war glückselig, als hätte er einen neuen Sieg über sie errungen. Und als er das bestimmte Versprechen des Tapezierers empfangen, daß alle Möbel am nächsten Morgen vor zwölf Uhr an Ort

und Stelle sein würden, ging er davon und kaufte in verschiedenen Läden Nippessachen, um die Zimmer etwas wohnlich zu machen. Er erwarb zum Schmuck der Wände wundervolle Nachbildungen von berühmten Bildern, für die Kamine und Tische Fayencen von Deck und ein paar jener Nichtigkeiten, die die Frauen gern um sich sehen.

An diesem einen Tag gab er zwei Monate seines Jahreseinkommens aus, und er that es mit großer Befriedigung, indem er daran dachte, daß er seit zehn Jahren schon unausgesetzt gespart hatte, nicht aus Geiz, sondern weil er nichts bedurfte, sodaß er jetzt die Mittel besaß als großer Herr aufzutreten.

Am nächsten Morgen kam er schon zeitig ins Gartenhaus, wohnte der Ankunft der Möbel bei, stellte sie selbst, hing eigenhändig die Bilder auf, stieg auf die Leitern, beräucherte die Stoffe, spritzte Odeur auf den Teppich. In seiner Erregung, in dem Glück, das aus seinem ganzen Wesen sprach, war es, als sei ihm diese Arbeit das Unterhaltendste und Köstlichste, womit er sich je beschäftigt. Alle Augenblicke sah er nach der Uhr, überlegte wieviel Zeit noch vergehen würde, bis sie eintrat, trieb die Arbeiter an, gab sich Mühe immer besser anzuordnen, alles aufs vorteilhafteste einzurichten und zu stellen.

Vorsichtigerweise schickte er schon vor zwei Uhr alle Leute fort. Und während nun der Zeiger langsam das letzte Mal die Runde machte, sog er im Schweigen des Hauses, in dem er das größte Glück erwartete, das ihm je gelächelt, allein mit seinen Träumen

genußvoll die Köstlichkeit der Stunde ein, ging hin und her vom Schlafzimmer in das Wohnzimmer, sprach laut vor sich hin allerlei Phantasieen im tollsten Liebesrausch, den er je durchkostet.

Dann ging er in den Garten. Die Sonnenstrahlen fielen durch die Blätter auf das Gras, warfen entzückende Lichter auf ein großes Rosenbeet. Auch der Himmel also lachte diesem Stelldichein. Dann wartete er an der Thür, die er ab und zu öffnete, in der Furcht, sie möchte sich in der Nummer irren.

Es schlug drei. Zehn Uhren von Türmen in der Runde wiederholten den Schlag. Jetzt wartete er, die Uhr in der Hand, zitterte vor Überraschung als zwei leise Schläge gegen das Holz geführt wurden, an das er das Ohr gelegt hatte, denn er hatte keinen Schritt auf der Straße gehört.

Er öffnete: sie war es. Erstaunt blickte sie sich um. Zuerst betrachtete sie ängstlich die Nachbarhäuser, dann ward sie ruhiger, denn unter den bescheidenen Bürgersleuten, die hier wohnten, kannte sie doch niemand. Dann sah sie sich mit befriedigter Neugier den Garten an. Endlich hielt sie beide Hände, die sie eben der Handschuh entkleidet, ihrem Liebhaber, an den Mund und nahm seinen Arm.

Bei jedem Schritt sagte sie:

— Gott ist das reizend! Ist das frisch und nett.

Als sie das Rosenbeet sah, das die Sonne durchs Gezweig hell erleuchtete, rief sie:

— Aber das ist ja ein Traum mein Liebling!

Sie pflückte eine Rose, küßte sie und steckte sie

an. Dann trat sie in das Gartenhaus. Und sie schien so befriedigt, daß er sich am liebsten vor ihr auf die Kniee geworfen hätte, obgleich im letzten Winkel seines Herzens das Gefühl schlummerte, sie hätte vielleicht mehr sich mit ihm beschäftigen können statt mit den Räumen. Sie blickte sich um und fand darin ein Vergnügen wie ein kleines Mädchen, das ein neues Spielzeug bekommen hat. Sie war in diesem hübschen Mausoleum ihrer weiblichen Tugend ohne jede Verlegenheit, und schätzte seine Eleganz als Kennerin, deren Geschmack man getroffen.

Als sie kam, fürchtete sie eine nüchterne Wohnung mit verbrauchten Stoffen zu finden, durch andere Stelldicheins etwa schon befleckt. Aber hier war alles neu, kokett, eigens für sie gemacht und mußte sehr teuer gewesen sein. Dieser Mann war wirklich ein großartiger Kerl.

Sie wandte sich zu ihm, öffnete in reizend ermunternder Bewegung ihre Arme: und nun hielten sie sich umschlungen — mit geschlossenen Augen — in einem jener Küsse, die erschauern lassen vor Glück und Schuldbewußtsein.

In dem tiefen Schweigen dieses Schlupfwinkels weilten sie drei Stunden miteinander Auge in Auge, Leib an Leib, Mund an Mund, — drei Stunden, die André Mariolle Seele und Sinne berauschten.

Ehe sie sich trennten, machten sie noch einen Spaziergang im Garten und setzten sich in eine Laube, wo man sie von keiner Seite sehen konnte. André sprach in seinem Überschwang zu ihr wie zu einem

Idol, das für ihn von seinem Heiligenpiedestal niedergestiegen ist, und sie hörte ihm zu, ermattet, in einer Stimmung, wie er oft die Langeweile in ihrem Auge gesehen nach zu langem Besuch von Leuten, die sie nicht unterhielten. Aber doch war sie hingebend; ein weiches Lächeln spielte in ihrem Gesicht und sie drückte seine Hand ununterbrochen, vielleicht mehr unbewußt als absichtlich.

Seine Worte hörte sie kaum, denn sie unterbrach ihn plötzlich mitten in einem Satz und sagte:

— Ich muß fort, ich muß fort. Ich muß um sechs Uhr bei der Marquise Bratiane sein. Ich komme schon viel zu spät.

Vorsichtig brachte er sie an die Thür, durch die sie eingetreten. Sie küßten sich, und nach einem flüchtigen Blick auf die Straße ging sie davon, hart an der Mauer hin.

Sobald er allein war und diese plötzliche Leere in sich empfand, nach der Liebe, die eine Frau in uns hinterläßt, nachdem sie verschwunden ist und die kleine Wunde in seinem Herzen fühlte als ihre Schritte verhallten, war es ihm, als wäre er ganz allein und einsam, als hätte er sie nicht besessen. Und er ging über die sandbestreuten Wege und dachte an den ewigen Zwiespalt zwischen Wunsch und Erfüllung.

Er blieb bis Einbruch der Nacht, bis er allmählich wieder ruhiger ward und er gab sich ihr hin in Gedanken mehr noch als er es gethan, wie sie in seinen Armen gelegen. Dann kehrte er in seine

Wohnung zurück, aß ohne daß er wußte was und begann ihr zu schreiben.

Der nächste Tag schien ihm lang und der Abend endlos. Er schrieb ihr wieder. Warum hatte sie ihm nichts geantwortet, nichts sagen lassen? Er bekam ein kurzes Telegramm am nächstfolgenden Morgen, das ihm auf den Tag darauf ein neues Stelldichein zur selben Stunde gab. Das kleine Blatt Papier nahm ihm plötzlich die Unruhe der Erwartung, unter der er schon begonnen zu leiden.

Wie das erste Mal kam sie pünktlich, liebenswürdig und heiter, und der zweite Besuch in dem kleinen Hause von Auteuil verlief genau wie der erste. André Mariolle war zuerst erstaunt und etwas bewegt davon, daß er nicht zwischen ihnen die wahnsinnige Leidenschaft aufflammen fühlte, deren Nähe er geahnt. Aber er vergaß allmählich den Gedanken an das erwartete Glück in dem gegebenen Glück, wenn es auch etwas anders war. Er hing sich an sie durch die gefährliche Fessel der Zärtlichkeit, der stärksten von allen, der einzigen, von der der Mann nie loskommt wenn sie ihn recht gepackt hat, und die sein Herz zuschnürt bis es blutet.

Drei Wochen vergingen glücklich und schnell. Ihm war, als sollte es kein Ende geben, als würde es immer so bleiben, als wäre er für alle verschwunden und lebte nur ihr allein. Und in dem leicht entflammten Hirn des unthätigen Künstlers, der immer etwas erwartete und erwartete, stieg eine ungewisse Hoffnung auf, dies heimliche, glückliche Dasein möchte ewig dauern.

Alle drei Tage kam sie ohne Widerstreben. Und es war, als zöge sie der Reiz dieses Stelldicheins an, das hübsche, kleine Haus, das von seltenem Blumenflor umgeben war, die Neuheit dieser Liebe, bei der sie kaum Gefahr lief, denn niemand folgte ihr, aber die doch voll geheimnisvollen Zaubers blieb, mehr an, als die unendliche, immer wachsende Zärtlichkeit ihres Geliebten.

Dann sagte sie ihm eines Tages:

— Nun, lieber Freund, müssen Sie wieder in der Welt erscheinen. Morgen nachmittag kommen Sie zu mir. Ich habe erzählt, Sie wären zurückgekommen.

Er war außer sich:

— Ach warum so zeitig?

— Wenn man zufällig erführe, daß Sie in Paris sind, würde Ihre Anwesenheit hier so unerklärlich sein, daß man auf einen Verdacht kommen müßte.

Er sah ein, daß sie recht hatte und versprach, sie am nächsten Tage zu besuchen. Dann fragte er:

— Haben Sie denn morgen Empfangstag?

— Ja, sagte sie, ich gebe morgen ein kleines Fest.

Das war ihm unangenehm:

— Welcher Art denn?

Sie lachte ganz glückselig:

— Ich habe Massival durch tausend Überredungen dahin gebracht, daß er morgen bei mir seine Dido vortragen wird, die noch niemand kennt. Es ist ein Spiel antiker Liebe. Die Marquise Bratiane, die meinte, ein Patent auf Massival zu haben, ist

ganz außer sich. Übrigens wird sie da sein, sie singt. Ist das nicht ein gelungener Streich?

— Werden viel Menschen kommen?

— Nein, nur ein paar intime Bekannte. Sie kennen beinahe alle.

— Darf ich nicht von diesem Fest wegbleiben? Ich bin so glücklich in meiner Einsamkeit.

— Nein, nein lieber Freund. Sie müssen doch wissen, daß ich Sie vor allen dahaben will.

Das Herz klopfte ihm; dann sagte er:

— Ich komme.

III

— Guten Morgen, Herr Mariolle!

Mariolle merkte, daß er nicht mehr der ‚liebe Freund' wie in Auteuil war, und der Händedruck dauerte nur kurz wie der einer geschäftigen Frau, die in Eile ihren gesellschaftlichen Pflichten nachkommen muß.

Er trat in den Salon, während Frau von Burne auf die wunderschöne Frau Le Prieur zuging, die wegen ihrer gewagten Dekolletierung und ihrer Einbildung auf ihre plastischen Formen etwas ironisch ‚die Göttin' genannt wurde. Sie war die Frau eines Mitglieds des Instituts für Alte Geschichte und Sprachen.

— Ah Mariolle! rief Lamarthe, wo kommen Sie denn her? Wir haben ja geglaubt, daß Sie längst tot wären.

— Ich bin in Finistère gewesen.

Er erzählte davon. Aber da unterbrach ihn der Dichter:

— Kennen Sie die Baronin Frémines?

— Nur von Ansehen. Aber man hat mir viel von ihr erzählt. Es heißt, sie wäre sehr interessant.

— Die Königin der Verrücktheit! Aber von höchstem Geschmack und wundervoll modern. Kommen Sie, ich will Sie vorstellen.

Er nahm ihn beim Arm und brachte ihn zu einer jungen Frau, die man immer mit einer Puppe verglich, einer bleichen, reizenden, kleinen blonden Puppe, die vom Teufel selbst ausgedacht und geschaffen schien, um die großen, bärtigen Kinder zu verführen.

Sie hatte längliche, geschlitzte Augen, die nach den Schläfen zu etwas zu steigen schienen wie bei einer Chinesin. Zwischen den Lidern sah man ein Auge wie aus blauem Emaille, das sich selten ganz öffnete, müde Lider, eigens gemacht, um den Blick zu verschleiern und unausgesetzt das Geheimnisvolle dieses Wesens zu verhüllen.

Ihr helles Haar leuchtete wie silberne Seide, und der feine Mund mit den schmalen Lippen schien von einem Miniaturenmaler gezeichnet und von der leichten Hand eines Ciseleurs geschnitten. Ihre Stimme klang hell wie Metall. Durch verrückte bissige Einfälle, originell durch die Unart und Drolligkeit, von

zersetzendem Reiz, wußte sie durch kühle Verführungskunst und ruhiges Abwägen in nervöser Ungezogenheit ihre Umgebung leidenschaftlich und heftig zu erregen. In ganz Paris war sie als die extravaganteste Dame der Gesellschaft bekannt und als die geistreichste zugleich. Aber eigentlich wußte niemand, wie sie wirklich war, was sie dachte und that. Gewöhnlich unterjochte sie die Männer mit unwiderstehlicher Gewalt. Auch ihr Mann hatte etwas Rätselhaftes. Ganz Grandseigneur, schien er nichts zu merken. War er blind, gleichgiltig oder kam er ihr gar entgegen? Vielleicht hätte er auch nichts anderes bemerken können, als ihre Exzentrizitäten, die ihm wahrscheinlich selbst Spaß machten. Übrigens wurde alles mögliche über ihn geredet und sehr Böses darunter. Es hieß sogar, er zöge Vorteil aus den geheimen Verfehlungen seiner Frau.

Zwischen ihr und Frau von Burne war allerhand, das sie anzog und dann wieder wahnsinnig eifersüchtig machte. Zu Zeiten waren sie intime Freundinnen und dann wieder ärgste Feindinnen. Sie gefielen einander, fürchteten sich und suchten einander, wie zwei Berufs-Fechter, die sich gegenseitig schätzen, aber sich töten möchten.

In diesem Augenblick war die Baronin Frémines ganz obenauf. Sie hatte einen Sieg, einen großen Sieg davongetragen: sie hatte Lamarthe gewonnen. Sie hatte ihn ihrer Rivalin geraubt, ganz in Banden geschlagen, um ihn öffentlich an ihren Triumphwagen zu spannen. Der Dichter war ganz weg von ihr,

ganz erstaunt und begeistert von all dem, was er in diesem seltsamen Wesen entdeckt. Und er konnte nicht anders, als aller Welt von ihr zu erzählen, sodaß man sich darüber schon aufhielt.

Im Augenblick, als er Mariolle vorstellte, traf ihn von der anderen Seite des Salons der Blick von Frau von Burne. Er lächelte, indem er seinem Freund ins Ohr flüsterte:

— Sehen Sie mal, die Herrin dieser Räume ist unzufrieden.

André blickte auf, aber Frau von Burne wendete sich zu Massival, der eben in der Thür erschienen war.

Beinahe unmittelbar darauf kam die Marquise Bratiane, sodaß Lamarthe sagte:

— Na, wir bekommen also erst die zweite Aufführung der Dido zu hören. Die Première wird wohl im Coupé der Marquise stattgefunden haben.

Baronin Frémines fügte hinzu:

— Unsere liebe Freundin, Frau von Burne, scheint ja wieder einen der edelsten Steine aus ihrer Krone verloren zu haben.

Plötzlich überkam Mariolle eine Wut, eine Art Haß gegen dieses Weib und eine plötzliche Erregung über diese ganze Gesellschaft, gegen das Leben und Treiben dieser Menschen, ihre Gedanken, ihren Geschmack, ihre Neigungen, ihre albernen Unterhaltungen. Da benutzte er den Augenblick, als Lamarthe sich zu der jungen Frau niedergebeugt hatte, um leise mit ihr zu sprechen, wendete ihr den Rücken und ging davon.

Die schöne Frau Le Prieur stand allein ein paar Schritte vor ihm. Er begrüßte sie. Nach Lamarthes Ansicht stellte diese Frau das alte Solide dar in dieser emanzipierten Gesellschaft. Jung, groß, hübsch, mit sehr regelmäßigen Zügen, kastanienbraunem, rötlich schillerndem Haar, liebenswürdig, einnehmend durch den ruhigen, wohlthuenden Zauber ihres Wesens, durch eine unaufdringliche aber wohl beabsichtigte Koketterie, den lebhaften Wunsch zu gefallen, verborgen unter der Maske aufrichtigen, ehrlichen Wohlwollens, hatte sie entschiedene Anhänger, die sie wohl auszuspielen wußte gegen gefährliche Gegner. Ihr Haus galt als ziemlich schwer zugänglich. Alle Freunde rühmten den Charakter des Hausherrn.

Mariolle begann sich mit ihr zu unterhalten. Sie mochte diesen zurückhaltenden, klugen Mann sehr gern, von dem wenig gesprochen wurde und der vielleicht mehr wert war als alle anderen.

Die letzten Gäste kamen. Der dicke Fresnel außer Atem, die Schweißtropfen von der immer warmen, leuchtenden Stirn mit dem Tuch tupfend, der Modephilosoph Georg von Maltry und dann zu gleicher Zeit Baron Gravil und Graf Marantin. Herr von Pradon hatte mit seiner Tochter zu dieser Matinee Einladungen ergehen lassen. Er war sehr liebenswürdig gegen Mariolle. Aber Mariolle sah mit gepreßtem Herzen, wie sie hin und herging und sich um alle mehr kümmerte als um ihn. Zwei Mal allerdings hatte sie ihm von weitem einen Blick zugeworfen, der zu sagen schien: Ich denke an Dich! — aber so kurz,

daß er ihn auch mißverstanden haben konnte. Und dann konnte er es nicht mehr mit ansehen, wie das Courmachen Lamarthes gegen die Baronin Frémines Frau von Burne erregte. Es war ja weiter nichts wie Koketterie. Man hatte einer Salondame einen seltenen Nippesgegenstand gestohlen, — mehr bedeutete es nicht. Aber er litt doch schon darunter; vor allem weil sie das Paar unausgesetzt beobachtete und sich garnicht darüber erregte, daß er neben Frau Le Prieur stand. Es war einfach deshalb, weil sie seiner gewiß war, während sie fühlte, daß der andere ihr entglitt. Was galt ihr also noch ihre Liebe! Eine Liebe von gestern, die in ihm doch so wirkte, daß er an nichts anderes denken konnte.

Herr von Pradon bat um Ruhe, und Massival öffnete den Flügel, an den die Marquise trat, während sie die Handschuh auszog, denn sie wollte die Dido singen. Da öffnete sich noch einmal die Thür und ein junger Herr erschien, auf den sich alle Blicke richteten. Er war groß und schlank mit gekräuseltem Backenbart, kurzem lockigem Haar und sah sehr vornehm aus.

Frau Le Prieur blickte auch ganz erregt hin.

— Wer ist das? fragte Mariolle.

— Ach, kennen Sie ihn nicht?

— Nein.

— Graf Rudolf Bernhaus.

— Ach der sich neulich mit Sigismund Fabre geschlagen hat?

— Ganz recht!

Die Geschichte hatte großen Lärm gemacht. Graf Bernhaus von der österreichischen Botschaft, ein Diplomat von größter Zukunft, ein Bismarck ins Elegante übersetzt, wie es hieß, hatte bei einem öffentlichen Empfang gehört, daß jemand etwas Übles von seiner Kaiserin sagte. Er schlug sich am übernächsten Tage mit dem, der das Wort gesprochen, einem bekannt hervorragenden Fechter, und tötete ihn.

Nach diesem Duell, das furchtbaren Lärm gemacht, wurde Graf Bernhaus von heute auf morgen berühmt wie Sarah Bernhardt, nur mit dem Unterschiede, daß sein Name mit einem Glanz ritterlicher Poesie umgeben war. Übrigens war es ein äußerst vornehmer, reizender, angenehmer Unterhalter. Lamarthe sagte von ihm: Der zähmt mal unsere widerspenstigen Schönen!

Er setzte sich in liebenswürdiger Art neben Frau von Burne, und Massival nahm am Flügel Platz. Er spielte ein paar Läufe.

Beinah alle Anwesenden setzten sich nun näher heran, um besser zu hören und zu gleicher Zeit die Sängerin zu sehen. Lamarthe stand Schulter an Schulter neben Mariolle.

Stillschweigen trat ein, voller Erwartung. Dann begann der Komponist langsam ein paar Töne anzuschlagen. Es hörte sich an wie eine musikalische Erzählung. Er machte Pausen, wiederholte flüchtig, verlor sich in Phrasen, bald schmachtend, bald nervös, unruhig wie es schien — aber voll ungeahnter Originalität. Mariolle träumte. Er sah eine Frau vor

sich, die Königin von Karthago, in all ihrer jungen vollen Blütenschönheit, wie sie langsam an der Küste hinschritt, die das Meer bespülte. Er ahnte, daß sie litt, daß sie tot unglücklich war; und er beobachtete die Marquise Bratiane.

Unbeweglich unter der Last ihres schwarzen Haares, das wie in Nacht getaucht schien, wartete die Italienerin, starr vor sich hinblickend. In ihrem energischen, etwas harten Gesicht, in dem Auge und Augenbrauen wie schwarze Flecken saßen, in ihrer ganzen leidenschaftlichen, kräftigen, dunklen Schönheit lag etwas Packendes, wie ein drohendes Gewitter am verfinsterten Himmel.

Massival fuhr fort, indem er den Kopf mit dem langen Haar ein wenig hin und her bewegte, die erschütternde Geschichte auf den elfenbeinernen Tasten vorzutragen.

Plötzlich zuckte die Sängerin zusammen, sie öffnete den Mund und eine herzzerreißende lange Klage entströmte ihm. Es war nicht jene gewöhnliche tragische Verzweiflung, die die Sänger auf der Bühne spielen und mit dramatischen Bewegungen begleiten, es war auch nicht jenes so beliebte Gewinsel getäuschter Liebe, nach dem alle Zuhörer in Beifall ausbrechen, sondern ein unbeschreiblicher Laut, nicht gemacht, sondern echt, wie das Geheul eines verwundeten Tieres, der Schrei des verratenen Weibes. Dann schwieg sie. Und Massival begann noch einmal, und zitternd, erregt, schmerzvoll erzählte er weiter die Geschichte der armen Königin, die der geliebte Mann verlassen hat.

Da begann von neuem die Frauenstimme. Sie sprach jetzt von der entsetzlichen Qual der Einsamkeit, dem unstillbaren Durst nach vergangener Liebe und dem Jammer, daß er fort war, auf ewig fort.

Ihre warme, zitternde Stimme drang in aller Herzen. Sie schien alles mit zu leiden oder wenigstens einer wahnsinnigen Liebesglut fähig zu sein, diese finstere Italienerin mit ihrem dunklen Gelock. Als sie schwieg, standen Thränen in ihren Augen, und sie wischte sie langsam ab. Lamarthe beugte sich zu Mariolle und sagte in zitternder Künstlererregung:

— Gott! ist sie schön in diesem Augenblick! Das ist ein Weib; das einzige das hier ist.

Dann fügte er nach kurzer Überlegung hinzu:

— Ah, übrigens wer weiß! Vielleicht zaubert uns das nur die Musik vor. Denn alles ist Einbildung. Aber welche Kunst, um solche Einbildung hervorzuzaubern.

Zwischen dem ersten und zweiten Teil der Musikdichtung war eine Pause, und man beglückwünschte den Künstler und die Sängerin aufs wärmste. Vor allen Dingen machte Lamarthe Komplimente; und sie waren wirklich aufrichtig gemeint von ihm, der fühlen konnte, der begriff und den alle Formen, in denen die Schönheit auftrat, packten. Die Art wie er der Marquise Bratiane ausdrückte was er empfunden, als er ihrem Gesange gelauscht, war so schmeichelhaft, daß sie ein wenig errötete, und die anderen Damen, die das mit anhörten, ärgerten sich etwas. Er fühlte vielleicht, welchen Eindruck seine Worte hervorgebracht, und als er sich umdrehte, um

Platz genommen
hatte. Sie schien ihm sofort Geständnisse zu machen, und sie lächelten beide, als ob die intime Unterhaltung ihnen Freude mache. Mariolle ward immer finsterer. Er lehnte jetzt an der Thür. Der Romanzier kam zu ihm. Der dicke Fresnel, Gaston von Lamarthe und Georg von Maltry umstanden Frau von Burne, die den Thee anbot. Sie war von einem Kranz Verehrer umgeben. Lamarthe machte ironisch seinen Freund darauf aufmerksam und fügte hinzu:

— Eine Krone, übrigens ohne Edelstein. Ich glaube, sie gäbe alle diese Rheinkiesel hin um den Brillanten, der ihr fehlt.

— Welchen Brillanten? fragte Mariolle.

— Nun Bernhaus! Den schönen unwiderstehlichen und unvergleichlichen Bernhaus. Der, für den dieses Fest gegeben wird, für den das Wunder zustande gebracht worden ist, daß Massival heute seine Dido zum besten giebt.

André glaubte es nicht, aber er fühlte einen stechenden Schmerz.

— Kennt sie ihn schon lange?

— Nein. Höchstens seit zehn Tagen. Aber sie giebt sich Mühe, um ihn zu erobern. Wenn Sie hier gewesen wären, würden Sie sich amüsiert haben.

— Weshalb denn?

— Ach, sie hat ihn zuerst bei der Baronin Frémines getroffen. Ich war den Tag zu Tisch da. Bernhaus verkehrt dort sehr viel. Das merken Sie

ja, Sie brauchen ihn bloß jetzt anzusehen. Nun, und auf dem Fleck begann unsere schöne Freundin, Frau von Burne, den Feldzug zur Eroberung dieses einzig gearteten Österreichers. Und die Geschichte glückt und wird glücken, obgleich die kleine Frémines ihr in Keckheit, an wirklicher Gleichgiltigkeit, sogar an Perversität über ist. Aber unsere Freundin Burne ist erfahrener und fängt ihre Koketterie schlauer an. Sie ist mehr Frau, ist mehr moderne Frau, also unwiderstehlich in der Kunst der Verführung, die bei ihr den natürlichen Reiz ersetzt. Man kann eigentlich nicht einmal von Kunst sprechen, sondern vom Ästhetischen, vom Sinn für Schönheit im Weibe: da liegt ihre ganze Kraft. Sie kennt sich wunderbar selbst, weil sie sich selbst mehr als alles andere gefällt. Und sie irrt sich niemals in den Mitteln, die sie gebrauchen muß, um einen Mann einzufangen und ihren Wert zu betonen, um uns zu überlisten. —

Mariolle widersprach:

— Ich glaube, Sie übertreiben. Mir gegenüber ist sie immer ganz einfach gewesen.

— Ja, weil die Einfachheit der Trick ist, der gerade für Sie paßt. Ich will übrigens gar nichts Böses über sie reden. Mir ist sie viel lieber, als alle ihresgleichen. Aber Frauen sind das nur nicht.

Ein paar Akkorde Massivals ließen sie schweigen. Und die Marquise Bratiane begann nun den zweiten Teil zu singen, in dem sie wirklich eine wunderbare Dido war an physischer Leidenschaft und sinnlicher Verzweiflung.

Aber Lamarthe ließ kein Auge von der vertraulichen Unterhaltung der Baronin Frémines und des Grafen Bernhaus.

Sobald der letzte Ton des Klaviers unter Beifallklatschen verklungen war, sagte er erregt, als ob er einen anderen widerlegen müsse:

— Nein, Frauen sind das nicht. Die anständigsten unter ihnen sind immer noch schamlose Weiber. Je mehr ich sie kenne, desto weniger finde ich in ihnen jene berauschende Zärtlichkeit, die uns die echte Frau gewähren soll. Trunken machen sie auch, aber sie vergiften uns, denn was sie bieten, ist gefälscht. Das Gift ist süß, aber es ist nicht der alte edle Wein. Sehen Sie mein Lieber, die Frau ist geschaffen und in die Welt gesetzt nur zweier Dinge wegen, die allein ihre wahren, großen, wundervollen Eigenschaften zur Entfaltung bringen können: zur Liebe und zur Mutterschaft. Ich spreche wie Prud'homme. Die Sorte aber ist der Liebe nicht fähig, und Kinder wollen sie nicht kriegen. Und wenn sie aus Versehen doch welche bekommen, so ist es das reine Unglück für sie und ihnen eine Last. Wirklich, es sind Ungeheuer.

Mariolle war erstaunt über den heftigen Ton, den der Schriftsteller angenommen und den bösen Blick in seinem Auge. Deshalb fragte er:

— Und sagen Sie mal, weshalb hängen Sie sich eigentlich die Hälfte Ihres Lebens an deren Kleider?

Lamarthe antwortete lebhaft:

— Warum? Warum? Gott, weil es mich

interessiert. Zum Donnerwetter nochmal! Und dann wollen Sie dem Arzt verbieten ins Krankenhaus zu gehen, um sich die Kranken anzusehen? Diese Frauen sind für mich sozusagen meine Klinik.

Diese Überlegung schien ihn beruhigt zu haben, und er fügte hinzu:

— Dann bete ich sie an, weil sie für heute passen. Eigentlich bin ich nicht mehr Mann, wie sie Frauen sind. Wenn ich mich an eine von ihnen gehängt habe, macht es mir Spaß, alles das zu ergründen und aufzufinden, was mich an sie kettet, und ich ziehe das Gift so gründlich aus ihnen, wie der neugierige Chemiker Gift nimmt, um die Wirkung festzustellen.

Nach kurzer Pause fuhr er noch fort:

— Sehen Sie mal, so können sie mich nie wirklich fangen. Ich spiele des Spieles wegen, genau so wie sie und vielleicht besser als sie. Ich kann das für meine Bücher verwerten, für sie hat das keinen Vorteil, was sie da treiben. Dumm sind sie alle, diese verdorbenen, sinnlich verdorbenen Frauen, die, wenn sie anders überhaupt noch Empfindungen haben, vor Kummer krepieren, wenn sie alt werden.

Als Mariolle ihm zuhörte, fühlte er eine Traurigkeit über sich niedersinken, wie die Melancholie, mit der ein Landregen die Erde verdunkelt. Er wußte wohl, daß im allgemeinen der Schriftsteller nicht unrecht hatte, aber er konnte nicht zugeben, daß er ganz im Recht sei.

Da ward er etwas erregt und sagte, nicht so

um die Frauen zu verteidigen, als um die Ursache aufzudecken, weshalb die Frau in der heutigen Litteratur so ganz nüchtern und ihres Zaubers entkleidet auftritt:

— Zur Zeit, als die Romanziers und Dichter sie begeisterten und sie träumen machten, suchten sie und glaubten sie im Leben das zu finden, was sie gelesen. Heute wollen sie aber verführerische und poetische Empfindungen verbannen und nur die nackte Wirklichkeit zeigen. Und daher, lieber Freund, habt ihr in euren Büchern keine Liebe mehr, und es giebt keine mehr im Leben. Ihr hattet das Ideal erfunden, und sie glaubten an eure Erfindung; jetzt gebt ihr nur die Wirklichkeit wieder, und euch folgend glauben sie nur an die allgemeine Banalität.

Lamarthe, dem litterarische Gespräche immer Spaß machten, begann eben eine Abhandlung, als Frau von Burne zu ihnen trat.

Sie hatte wirklich ihren guten Tag und war gekleidet zum Entzücken. Ihre kecke herausfordernde Art reizte immer etwas zum Kampf. Sie setzte sich:

— Das habe ich gern: einmal zwei Männer belauschen, wenn sie miteinander reden, ohne daß es für mich bestimmt ist. Übrigens sind Sie die einzigen, denen man hier mit Vergnügen zuhören kann. Worüber sprechen Sie denn?

Lamarthe erklärte ihr ohne Befangenheit mit liebenswürdigem Spott die Frage, von der sie gesprochen. Er nahm noch einmal seine Gründe vor und verschärfte sie, im Wunsch zu posieren, der allen,

die am Erfolg hängen, in Gegenwart der Frauen innewohnt.

Der Grund zu diesem Streit machte ihr sofort Spaß. Und selbst von dem Gegenstand hingerissen nahm sie Teil, verteidigte mit viel Geist, Feinheit und treffenden Gedanken die moderne Frau. Ein paar Worte, die dem Romanzier unbegreiflich waren, über die Treue und Anhänglichkeit, der auch die, denen man es am wenigsten zutraut, fähig sein können, ließen Mariolles Herz schlagen. Und als sie davongegangen war, um sich zu Baronin Frémines zu setzen, die unausgesetzt Graf Bernhaus an ihrer Seite behalten hatte, machten sich Lamarthe und Mariolle, wieder gefangen durch alles was sie an weiblichem Liebreiz und Geist gezeigt, das Geständnis, daß sie doch eigentlich eine wundervolle Frau wäre.

— Sehen Sie sie nur an! sagte der Schriftsteller.

Drüben war großer Streit. Wovon sprachen sie jetzt, der Österreicher und die beiden Damen. Frau von Burne war gerade zu ihnen gekommen in dem Augenblick, wo ein zu langes Alleinsein von zwei Menschen, sogar wenn sie sich gefallen, anfängt langweilig zu werden. Und sie trat hinzu, indem sie mit empörter Miene alles erzählte, was sie eben von Lamarthe gehört. Alles das paßte gewiß auf die Baronin Frémines, das kam durch ihre letzte Eroberung und wurde vor einem Mann wiederholt, der alles verstand. Wieder waren sie bei dem ewigen Thema der Liebe; und die Frau des Hauses machte Lamarthe und Mariolle ein Zeichen, herüber zu

kommen. Als sie dann lebhafter wurden, rief sie alle herbei.

Jetzt kam eine allgemeine Diskussion, heiter und voll Leidenschaft. Jeder sagte etwas, aber Frau von Burne gelang es am feinsten und amüsantesten zu sein, indem sie vielleicht Gefühle heuchelte, aber in drolliger Weise, denn sie hatte wirklich einen besonders guten Tag und war angeregter, geistsprühender und hübscher denn je.

IV

Sobald Mariolle Frau von Burne verlassen hatte, erlosch der bestrickende Reiz ihrer Gegenwart. Er fühlte um und in sich, in seinem Fleisch, in seiner Seele, in der Luft, in der ganzen Welt jenes Hochgefühl des Lebens, das ihn aufrechterhalten und seit einiger Zeit belebt hatte, verblassen.

Was war geschehen? Nichts. Fast nichts. Sie war am Ende jener Gesellschaft liebenswürdig gegen ihn gewesen und hatte ihn durch ein oder zwei Blicke wissen lassen: nur Du bist für mich da auf der ganzen Welt. Und doch fühlte er, daß sie ihm Dinge entschleiert, die er am liebsten nie gewußt hätte. Auch das war nichts — fast nichts. Aber er fühlte sich getroffen wie ein Mann, der plötzlich entdeckt, daß

Vater oder Mutter etwas Böses gethan haben, als er erfuhr, daß sie während der drei Wochen, die er meinte, daß sie sich ihm ganz gewidmet, wie er sich ihr, jeden Augenblick dem neuen, lebendigen Gefühle sich erschließender Zärtlichkeit hingegeben, ganz genau so gelebt wie immer, daß sie eine Menge Besuche gemacht, Pläne geschmiedet und jene gräßlichen Koketterieplänkeleien wieder begonnen hatte, daß sie gegen ihre Rivalinnen gekämpft, ihnen die Herren abspenstig gemacht hatte, sich hatte Artigkeiten sagen lassen und alle ihre Liebenswürdigkeiten gegen andere Menschen genau so aufgeboten hatte, wie für ihn.

Das jetzt schon? Oh, später wäre er nicht erstaunt gewesen. Er kannte die Welt, die Frauen, die Gefühle. Er, der klug genug war alles zu begreifen, hätte nie Übermäßiges verlangt, nie Eifersuchtsanwandlungen gehabt. Sie war schön, sie war geboren um zu gefallen, um sich Artigkeiten sagen zu lassen und Schmeicheleien anzuhören. Unter allen hatte sie ihn ausgewählt und sich ihm frei und königlich gegeben. Und er würde Knecht ihrer Launen, ja selbst ergebener und resignierter Beobachter ihres ganzen Daseins als schöne Frau geblieben sein; aber irgend etwas that ihm weh in jenem dunklen Untergrund der Seele, wo die zartesten Gefühle schlummern.

Er hatte wahrscheinlich unrecht, seitdem sie sich kannten, hatte er unrecht. Er ging mit zu viel sentimentaler Vorsicht in die Welt. Seine Seele war zu zartfühlend. Deswegen hatte er in dieser Art Einsamkeit gelebt, in der Befürchtung mit anderen zu-

sammenzutreffen und durch irgend etwas peinlich berührt zu werden. Er war im Unrecht, denn diese Gefühle kommen beinah immer nur daher, daß man auch bei anderen Menschen nicht duldet oder nicht verzeiht, was unserer Natur widersteht. Er wußte es, er hatte es oft selbst beobachtet. Aber er konnte die Eigenart seines Wesens nicht ändern.

Gewiß, er konnte Frau von Burne nichts vorwerfen. Denn wenn sie ihn ihrem Salon ferngehalten und während der Tage des Glückes, die sie ihm geschenkt, verborgen, so war es ja nur geschehen, um die Aufmerksamkeit von ihm zu lenken und ihm dann in größerer Sicherheit anzugehören. Aber warum quälte ihn das. Warum? Weil er meinte, sie gehörte ihm allein, und weil er nun erkannt und erraten, daß er niemals das allzuweite Herz dieser Frau, das allen gehörte, allein einnehmen und besitzen könne.

Übrigens wußte er nur zu wohl, wie selten im Leben unsere Wünsche voll befriedigt werden; bisher hatte er sich mit diesem Gedanken getröstet und seine Unzufriedenheit über ungestillte Hoffnungen in freiwilliger Zurückgezogenheit verborgen. Aber diesmal hatte er gedacht, er könnte einmal alles empfangen, und darauf hatte er gehofft und unausgesetzt gewartet.

Der Abend war traurig. Er suchte sich über den peinlichen Eindruck, der ihm geworden, durch allerhand Betrachtungen hinwegzutäuschen.

Als er im Bett lag, wuchsen aber diese Gedanken statt geringer zu werden, und da er sich immer ganz durchforschte, suchte er den Grund der neuen Ver-

stimmung seines Herzens zu ergründen. Sie kamen, gingen und kamen wieder, wie kurze eisige Windstöße, und weckten in seinem Herzen ein Leid, noch schwach und undeutlich, aber eines, das quält wie unbestimmte neuralgische Schmerzen, die schon ein Lufthauch weckt und die das Vorspiel furchtbarer Leiden sind.

Nun begriff er erst, daß er eifersüchtig war. Nicht wie ein verrückt Verliebter, sondern wie ein Mann, der im Besitz einer Frau ist. So lange er sie nicht unter Männern gesehen, seinen Bekannten, hatte er nichts von diesem Gefühl gewußt, obgleich er es vorgeahnt. Aber er hatte es sich anders, ganz anders geträumt, als es nun wurde. Als er die Geliebte wiederfand, die er nur allein mit sich beschäftigt wähnte, während der Zeit des geheimen Stelldicheins, während dieses ersten Liebesrausches, den sie ganz allein hätten verleben sollen in glühender Leidenschaft, — als er sie nun wiederfand genau so, sogar mehr als ehe sie sich ihm geschenkt, von all den nichtigen Koketterien, dem Kultus mit ihrer Person beschäftigt, fühlte er sich physisch eifersüchtiger als seelisch. Nicht unbestimmt wie durch ein nahendes Fieber, sondern in dem ganz ausgesprochenen Gedanken, daß er an ihr zweifelte.

Er zweifelte an ihr zuerst instinktiv durch ein Gefühl von Vertrauenslosigkeit, die er mehr ahnte als glaubte. Er empfand jene fast körperliche Verstimmung eines Menschen, der seiner Gefährtin nicht sicher ist. Und nachdem der Zweifel gekommen, nahte der Verdacht.

Was war er ihr schließlich? War er ihr erster

Liebhaber oder der zehnte? War er der unmittelbare Nachfolger von Lamarthe, Massival, Georg von Maltry und vielleicht der Vorgänger des Grafen Bernhaus? Was wußte er eigentlich von ihr? Daß sie hübsch war, zum wahnsinnig werden, eleganter als irgend eine andere, klug, fein, geistreich aber launisch, schnell abspringend, ermüdet, blasiert, geekelt vor allem, aber von sich selbst eingenommen und wahnsinnig kokett. Hatte sie einen Liebhaber oder mehrere Liebhaber vor ihm gehabt? Wenn sie keine gehabt hätte, würde sie ihn so herausgefordert haben, würde sie den Mut gefunden haben, dort in dem Hotel einfach seine Thür zu öffnen? Würde sie ihm mit solcher Leichtigkeit in das Gartenhaus zu Auteuil gefolgt sein? Ehe sie dorthin gekommen war, hatte sie nur ein paar Fragen gestellt, die die vorsichtige gerissene Frau verrieten. Er hatte umsichtig geantwortet, wie jemand, der derartiges kennt. Und sie hatte sofort in vollem Vertrauen ganz beruhigt Ja gesagt, wahrscheinlich durch frühere Abenteuer schon gewitzigt.

Wie sie mit heimlicher Sicherheit an die kleine Thür geklopft hatte, hinter der er mit pochendem Herzen wartete. Wie sie ohne besondere Bewegung eingetreten war, nur bemüht festzustellen, ob man sie auch von den Nachbarhäusern nicht sehen könnte. Wie sie sich in diesem heimlichen Ort, der nur dazu gemietet und möbliert war, sofort zu Haus gefühlt hatte. Würde selbst eine mutige Frau, die sich über die Moral hinwegsetzte und sogar auf das Gerede der

Menschen nichts gab, beim ersten Mal eine solche Ruhe bewahrt haben, bei all dem Unbekannten eines ersten Stelldicheins?

Würde sie nicht doch verwirrt gewesen sein, gezögert haben unwillkürlich in der Befürchtung, daß sie nicht wußte, wohin sie eigentlich ging. Mußte sie das nicht alles ein wenig empfunden haben? Würde sie die innerliche Unruhe, die physische Unentschlossenheit, die unwillkürliche Furcht, wohin sie eigentlich ginge, nicht empfunden haben, wenn sie nicht doch ein wenig mit solchen Liebesschlichen vertraut war und wenn nicht schon die Gewohnheit ihre natürliche Scham etwas abgenutzt hätte?

Fiebernd vor unerträglicher innerlicher Unruhe, die Seelenqualen in uns erwecken, wenn man schlaflos im Bett liegt, fühlte Mariolle sich in seinen falschen Voraussetzungen wie einer, der einen Abhang hinunterrollt. Ab und zu versuchte er den Sturz aufzuhalten. Er suchte, fand und kam auf richtige und beruhigende Gedanken. Aber eine unbestimmte Angst, deren Wachsen er nicht hemmen konnte, blieb in ihm.

Und doch, was hatte er ihr denn vorzuwerfen? Nichts anderes, als daß sie nicht ganz so war wie er. Daß sie nicht dieselben Anschauungen vom Leben hatte wie er, daß ihr Herz nicht genau so feinfühlend war wie seines.

Sobald er am nächsten Morgen aufwachte, wuchs in ihm der Wunsch sie wiederzusehen, sein Vertrauen zu ihr zu stärken. Und er wartete den passenden Augenblick ab, ihr den ersten offiziellen Besuch zu machen.

Als sie ihn in den Salon der Intimen des Hauses eintreten sah, wo sie allein saß und ein paar Briefe schrieb, kam sie ihm mit ausgestreckten Händen entgegen:

— O, guten Morgen, lieber Freund! sagte sie mit so lebhafter Freude, so aufrichtig, daß alles was er Böses gedacht hatte, was noch in seiner Seele nachzitterte, bei diesem Empfang mit einem Schlage wie fortgeflogen war.

Er setzte sich an ihre Seite. Und er sprach ihr sofort von der Art wie er sie jetzt liebe. Denn es war nicht mehr so wie früher. Mit zärtlichen Worten brachte er ihr bei, daß es auf dieser Erde zwei Arten von Liebenden giebt. Die, die wahnsinnig brennen, aber deren Glut sich am Tage nach dem Erfolg abkühlt, und die, bei denen der Besitz noch mehr fesselt, ganz einnimmt, bei denen sich die sinnliche Liebe mit dem Geist, mit den unaussprechlichen Gefühlen des Herzens mischt, sodaß daraus das große, quälende Liebesleid entsteht.

Quälend, gewiß immer quälend wie glücklich man auch sei. Denn nichts sättigt, sogar in den intimsten Augenblicken, die Sehnsucht zu „Ihr", die wir in uns tragen.

Frau von Burne lauschte ihm entzückt. Sie pflichtete ihm bei und ward ganz begeistert, ihn so sprechen zu hören; wie im Theater, wenn ein Schauspieler seine Rolle vorzüglich spielt und diese Rolle uns packt, weil sie Saiten trifft, die auch in unserem Leben geklungen haben. Es war wohl ein Echo, das

verwirrende Echo einer wahren Leidenschaft. Aber die Leidenschaft selbst packte sie nicht. Doch sie fühlte sich so glücklich, dieses Gefühl erweckt zu haben, so glücklich, daß es gerade bei einem Mann geschehen war, der es ausdrücken konnte, bei einem Mann, der ihr sehr gefiel, an dem sie wirklich hing, dessen sie mehr und mehr bedurfte, nicht körperlich aber für ihre seltsame Weibesseele, die so gierig war nach Zärtlichkeit, nach Bewunderung, nach Unterwerfung unter ihren Willen, so glücklich, daß die Lust sie ankam, ihn zu umarmen, ihm den Mund zu bieten, sich ihm ganz zu überlassen, damit er sie nur so weiter lieben sollte.

Ohne Falsch und ohne Zier antwortete sie ganz einfach mit der feinen Geschicklichkeit, mit der gewisse Frauen begabt sind, und setzte ihm auseinander, daß auch sie in ihrem Herzen große Fortschritte gemacht habe. Und in dem Salon, in den heute zufällig, als es anfing zu dämmern, niemand kam, saßen die beiden allein und sprachen immer von derselben Sache und liebkosten einander mit Worten, die kaum den gleichen Sinn für sie hatten.

Man hatte die Lampen gebracht, als die Marquise Bratiane erschien. Mariolle ging. Und als Frau von Burne ihn in den ersten Salon begleitete, fragte er:

— Und wann sehen wir uns dort?

— Paßt Ihnen Freitag?

— Gewiß. Um welche Zeit?

— Immer die gleiche. Um drei.

— Freitag. Adieu. Ich bete Sie an!

bis zum Stelldichein fühlte er eine Leere in sich wie noch nie. Sie fehlte ihm. Und da diese Frau nicht weit von ihm zu finden war und nur einfache Gründe der Gesellschaft ihn hinderten, sie jeden Augenblick aufzusuchen, sogar mit ihr zusammen zu leben, verzweifelte er in seiner Einsamkeit, in dem unendlich langsamen Fortschreiten der Zeit, bei der vollkommenen Unmöglichkeit einer Sache, die doch eigentlich so einfach war.

Zum Stelldichein am Freitag erschien er drei Stunden zu früh. Aber dort zu warten, das machte ihn glücklich, das dämpfte seine Nervosität etwas, nachdem er schon so darunter gelitten, sie im Geist dort zu erwarten, wo sie nicht hinkam.

Er stand lange hinter der Thür, ehe die drei sehnsüchtig erwarteten Schläge ertönten. Und bis er sie hörte, zitterte er vor Ungeduld. Es wurde ein viertel. Vorsichtig blickte er auf die Straße hinaus, indem er den Kopf zwischen die Flügelthüren steckte. Kein Mensch war zu sehen. Die Minuten vergingen mit quälender Langsamkeit. Unausgesetzt zog er die Uhr. Und als es halb war, schien es ihm, als stünde er hier schon seit unendlicher Zeit. Plötzlich hörte er ein leises Geräusch auf dem Pflaster. Eine behandschuhte Hand klopfte auf dem Holz, daß er all seine Qual vergaß und Dankbarkeit für sie ihm wieder ins Herz schlich.

Sie fragte etwas außer Atem:

— Ich komme wohl sehr spät?

— Ach nein, nicht so sehr.

— Denken Sie, ich hätte beinah nicht kommen können. Ich hatte Besuch und wußte nicht wie ich die Leute fortbringen sollte. Haben Sie das hier unter Ihrem Namen gemietet?

— Nein. Weshalb denn?

— Damit ich telegraphieren könnte, wenn ich etwa eine Abhaltung haben sollte.

— Ich habe mich hier Herr Nicolle genannt.

— Schön. Ich merke es mir. Gott, ist der Garten schön.

Die vom Gärtner gepflegten, frisch gesetzten und vermehrten Blumen — der Mann sah, daß sein Auftraggeber gut zahlte, — zogen sich in fünf großen, bunten, duftenden Beeten auf dem Rasen hin.

Sie blieben vor einer Bank stehen, an einem Korb voll Heliotrop:

— Wir wollen uns hier einen Augenblick setzen. Ich will Ihnen eine komische Geschichte erzählen.

Und sie erzählte einen frischen Klatsch, von dem sie noch ganz erregt war. Man behauptete, Frau Massival — der Künstler hatte sein früheres Verhältnis geheiratet — wäre in einem Eifersuchtsanfall bei der Marquise Bratiane mitten in einer Soiree erschienen, während die Marquise sang und der Komponist sie begleitete. Da habe es eine entsetzliche Scene gegeben: Wut der Italienerin, Staunen und Freude der Gäste.

Massival war außer sich; er versuchte seine Frau hinauszuführen; sie schlug ihm das Gesicht, zauste ihm



hatte sich an ihn gehängt, daß er sich nicht bewegen konnte, während Lamarthe und zwei Diener, die bei dem Lärm zugesprungen waren, sich bemühten ihn aus den Klauen und Zähnen der Furie zu befreien. Erst nachdem das Ehepaar verschwunden war, trat wieder Frieden ein. Von diesem Moment an hatte man den Komponisten nicht wiedergesehen, während der Romanzier, der Zeuge gewesen, die Geschichte sehr ausgeschmückt überall amüsant uud geistreich erzählte. Frau von Burne war ganz erregt darüber und so damit beschäftigt, daß sie nichts ablenken konnte. Die Namen Massival und Lamarthe, die unausgesetzt auf ihren Lippen wiederkehrten, ärgerten Mariolle:

— Haben Sie das eben erst gehört? fragte er.

— Gewiß. Vor kaum einer Stunde.

Er dachte mit Bitterkeit: Deswegen kommt sie also so spät.

Dann fragte er:

— Wollen wir nicht ins Haus gehen?

Folgsam und zerstreut sagte sie nur:

— Ach gewiß.

Als sie ihn eine Stunde später verlassen hatte — sie hatte es sehr eilig — kehrte er in das kleine, einsame Haus zurück und setzte sich in einen Stuhl in ihr Zimmer. In seinem ganzen Wesen in seiner ganzen Seele ließ der Eindruck, daß er sie nicht mehr besessen, daß sie überhaupt kaum gekommen wäre, etwas wie ein dunkles Nichts zurück, in das er starrte. Er konnte nichts erkennen. Er begriff nichts,

verstand nichts mehr. Wenn sie auch seinen Küssen nicht ausgewichen war, so hatte sie sich doch soeben seinen Zärtlichkeiten entzogen, indem sie nicht den Wunsch zeigte, ihm zu Willen zu sein. Sie hatte sich ihm nicht verweigert, aber ihm war, als wäre ihr Herz nicht bei ihm gewesen; als hätte es irgendwo, weit fort, zerstreut durch irgendwelche Kleinigkeiten, geweilt.

Da ward er sich klar darüber, daß er sie schon mit den Sinnen ebenso liebte wie mit der Seele. Vielleicht noch mehr. Die Enttäuschung über die unnütze Zärtlichkeit erregte ihn, daß ihn eine wahnsinnige Lust anwandelte ihr nachzulaufen, sie zurückzubringen, sie sich wieder zu holen. Aber wozu? Waren doch ihre flüchtigen Gedanken heute anderswo. Er mußte also auf die Tage, die Stunde warten, wo dieser wandelbaren Geliebten einmal die Laune ankam, wie eine ihrer anderen Launen, geliebt zu sein.

Langsam, sehr matt, mit schleichendem Schritt, die Augen zu Boden geschlagen, des Lebens überdrüssig, kehrte er heim. Und er dachte daran, daß sie kein neues Stelldichein verabredet weder bei ihr noch anderwärts.

V

Bis es Winter ward, kam sie so ziemlich regelmäßig zum Stelldichein. Sie kam, wenn auch nicht pünktlich.

Während der zwei ersten Monate schwankte ihr Zuspätkommen zwischen dreiviertel und zwei Stunden. Als der Regen im Herbst Mariolle zwang, unter aufgespanntem Regenschirm hinter der Gartenthür zu warten, vor Kälte zitternd, die Füße im durchweichten Boden, ließ er hinter jener Thür eine Art kleinen hölzernen Kiosk bauen, gedeckt und geschlossen, um sich nicht bei jedem Stelldichein zu erkälten. Die Bäume waren nicht mehr belaubt. An Stelle der Rosen und der anderen Blumen waren jetzt hohe, breite Beete von weißen, rosa, violetten, purpurnen und gelben Chrysanthemen gepflanzt, die in der feuchten Luft, in die sich der melancholische Duft des Regens und des welken Laubes mischte, ihren etwas scharfen balsamischen Geruch, der auch ein wenig traurig war, ausströmten. Vor der Thür der kleinen Wohnung war aus verschiedenen seltenen Blumen, die künstlich getrieben worden, ein großes Malteserkreuz hergestellt in zarten immer wechselnden Tönen, eine Erfindung des Gärtners; und Mariolle konnte an diesem Beet, in dem immer neue wundervolle Spielarten aufblühten, nicht vorübergehen, ohne daß ihm der Gedanke kam, daß dieses blühende Kreuz ein Grab decke.

Oh, er kannte jetzt dies lange Warten in dem

kleinen Kiosk hinter der Thür. Der Regen rieselte aufs niedrige Dach nieder, rieselte an den Brettern herab, und jedesmal wenn er in dieser kleinen Kapelle wartete, gingen seine Gedanken denselben Gang, durchlief er die gleichen Stationen von Hoffnung, Ungeduld und Verzweiflung.

Es war ein unausgesetzter, bitterer, schwächender Kampf mit einem unfaßbaren Ding, mit etwas, das es vielleicht garnicht gab: der Liebe dieses Frauenherzens.

Ihr Zusammentreffen war so eigentümlich.

Bald kam sie lächelnd an, sie wollte schwatzen, setzte sich, ohne ihren Hut abzulegen, ohne die Handschuhe auszuziehen, ohne den Schleier in die Höhe zu schlagen und selbst ohne ihn zu küssen. Ja wirklich, an solchen Tagen dachte sie oft nicht daran, ihn zu küssen. Eine Menge kleiner, nichtiger Angelenheiten beschäftigten sie, die ihr wichtiger schienen als der Wunsch, die Lippen diesem Liebenden entgegen zustrecken, den die Glut der Verzweiflung zerfraß. Er setzte sich an ihre Seite, das Herz voll glühender Liebesworte, die er aber nicht aussprach. Er hörte zu, er antwortete, als schiene es ihn sehr zu unterhalten, was sie ihm erzählte. Er versuchte manchmal eine ihrer Hände zu ergreifen, die sie ihm überließ, freundlich und ganz ruhig, ohne weiter etwas zu denken.

Ab und zu schien sie zärtlicher, ihm mehr zu gehören. Aber er, der sie mit ängstlichen Augen betrachtete, bespähte, mit den Augen des Liebhabers, der nicht fähig ist, sie ganz zu gewinnen, begriff und

erriet, daß jene etwas größere Zugänglichkeit nur daran lag, daß nichts sie besonders aufgeregt und sie gerade an diesem Tag durch nichts von seiner Person abgewendet worden.

Ihr fortwährendes Zuspätkommen bewies übrigens Mariolle, wie wenig es sie zu diesen Zusammenkünften trieb. Man beeilt sich, zu dem zu kommen was man liebt, was einen anzieht. Aber zu dem, was einen nicht besonders berührt, kommt man zu spät. Alles dient zum Vorwand, um Aufschub zu gewinnen, und die peinliche Stunde zu verzögern. Ein seltsamer Vergleich mit sich selbst kam ihm unausgesetzt. Während des Sommers beeilte er sich früh beim Anziehen, um nur ja schnell ins Bad zu kommen, wohin er täglich früh ging, während wenn es kalt wurde, er so viel kleine Beschäftigungen zu Haus fand, ehe er fortging, daß er die Badeanstalt immer eine Stunde später betrat, als sonst. Das Stelldichein erschien ihm für sie, wie das Baden im Winter.

Seit einiger Zeit hatte sie auch begonnen, öfters ihre Zusammenkünfte zu verschieben auf den nächsten Tag. Im letzten Moment telegraphierte sie ab, schien allerlei Gründe zu finden, daß es nicht ging. Alles war ihr dafür recht. Und das brachte ihm seelische Aufregungen und eine physische Nervosität zum Verrücktwerden.

Wenn sie sich kälter gezeigt oder geradezu ausgesprochen hätte, daß die Leidenschaft, die sie in ihm immer wachsen fühlte, ihr nicht angenehm sei, so würde er vielleicht zuerst erregt geworden sein, dann

sich gekränkt gefühlt haben, verzweifelt, und endlich hätte die Glut nachgelassen. Aber im Gegenteil, sie war anhänglicher denn je. Seine Liebe schmeichelte ihr mehr als je, sie schien noch mehr den Wunsch zu haben, sie sich zu erhalten. Ohne ihm übrigens andre als freundschaftliche Vergünstigungen zu bezeugen, mit denen sie ihre anderen Bewunderer eifersüchtig machte.

Bei sich konnte sie ihn nie genug sehen. Und dasselbe Telegramm, das ihm meldete, sie sei verhindert nach Auteuil zu kommen, bat ihn immer dringend, bei ihr zu essen oder abends eine Stunde zu erscheinen. Zuerst hatte er die Einladungen für eine Entschädigung angesehen. Dann aber mußte er begreifen, daß sie seiner wirklich bedurfte, seiner schmeichelnden Worte, seines verliebten Blickes, der heimlichen Zärtlichkeit, die schon allein in seiner Anwesenheit lag. Sie bedurfte dessen, wie ein Götzenbild, um ein wirklicher Götze zu sein, Gebete und Glauben braucht. Ist die Kapelle leer, so ist das Idol nichts als geschnitztes Holz; aber wenn nur ein einziger Gläubiger ins Heiligtum tritt, die Hände faltet, sich verneigt und in Anbetung sich niederwirft, befangen von seinem Glauben, wird es genau dasselbe wie Brahma, Allah oder Jesus. Denn jedes angebetete Wesen hat etwas Göttliches an sich.

Frau von Burne fühlte sich mehr, denn eine andere, geboren für die Rolle eines Fetisch, für die natürliche Sendung der Frau, angebetet und bestürmt zu werden, zu triumphieren über die Männer durch Schönheit, Liebreiz und Koketterie.



Sie war wirklich so eine Art menschlicher Gottheit, fein, hochmütig, anspruchsvoll, unnahbar, die der Liebeskult der Männer stolz macht, beweihräuchert, unter die Himmlischen versetzt.

Indessen bezeigte sie Mariolle ihre Anhänglichkeit und Vorliebe beinah offen, ohne sich darum zu kümmern, was man darüber sagen konnte, und vielleicht mit dem heimlichen Wunsch, die anderen dadurch zur Verzweiflung zu bringen und anzustacheln. Man konnte auch kaum mehr zu ihr kommen, ohne daß er da gewesen wäre in einem großen Fauteuil, den Lamarthe den „Pfarrstuhl“ nannte. Und es machte ihr aufrichtiges Vergnügen, ganz allein lange Abende mit ihm zu sitzen und ihn erzählen und sprechen zu hören.

Sie gewann Geschmack an diesem intimen Leben, an der unausgesetzten Berührung mit einem angenehmen klugen Geist, der ihr gehörte, über den sie verfügen konnte genau ebenso wie über die kleinen Nippes auf dem Tisch. Und sie überließ ihm dabei ebenfalls allmählich viel von sich, von ihren Gedanken, von dem Untergrund ihres Wesens, in jenen vertraulichen Mitteilungen, die ebenso süß gegeben wie empfangen werden. Sie fühlte sich mit ihm freier, intimer, familiärer, als mit den anderen und liebte ihn dafür desto mehr. Sie empfand auch jenes Gefühl, das den Frauen vor allem lieb ist, wirklich etwas zu geben, jemand all ihr Wesen anzuvertrauen, was sie bisher noch nie gethan hatte.

Für sie war es viel, für ihn wenig. Er wartete

und erhoffte immer noch jenen großen Zusammenbruch ihres ganzen Seins, der ihm ihre Seele ganz ausgeliefert hätte. Zärtlichkeiten schien sie unnütz, beinah peinlich zu finden. Sie unterwarf sich ihnen, nicht ganz unempfindlich, aber ermattete bald davon. Und jene Ermattung war ihr zweifellos unangenehm.

Sogar die leichtesten, unbedeutendsten kleinen Zärtlichkeiten schienen sie zu ermüden und nervös zu machen. Wenn er mit ihr sprach und dabei eine ihrer Hände ergriff, um die Finger zu küssen, die er dabei einen nach dem anderen einen Augenblick an den Lippen behielt, indem er sie einsog, wie ein Bonbon, schien sie immer den Wunsch zu haben, sie ihm zu entziehen, und in ihrem Arm fühlte er fortwährend das Widerstreben.

Wenn er ging und sie auf den Hals küßte zwischen dem Kragen des Kleides und dem goldenen Haar, einen langen Kuß, der das Aroma ihres Körpers unter dem Kleide einzusaugen schien, zuckte sie immer leise zurück.

Er empfand das wie einen Messerstich. Und mit blutender Wunde zog er sich in die Einsamkeit seiner Liebe zurück. Warum hatte sie nicht wenigstens jene Periode der Leidenschaft gehabt, die bei fast allen Frauen folgt, wenn sie, freiwillig oder nicht, ihren Körper hingegeben haben. Sie ist oft kurz, Müdigkeit und Ekel folgen ihr, aber es ist so selten, daß sie überhaupt nicht eintritt, nicht wenigstens eine Stunde, einen Tag! Diese Geliebte hatte aus ihm keinen Liebhaber gemacht, sondern eine Art klugen Lebensgefährten.

Was sollte er sich beklagen? Vielleicht schenken die, die sich ganz hingeben, nicht so viel.

Er beklagte sich nicht, er hatte Angst. Er hatte Angst vor dem nächsten, vor dem, der plötzlich kommen würde, den sie heute oder morgen träfe. Wer es auch immer sei, ein Künstler, ein Herr aus der Gesellschaft, ein Offizier, ein Schauspieler — wer es sei, der geboren war, um dem Weibesauge zu gefallen, und der nur deshalb ihr gefallen würde, weil er derjenige sein würde, der zum ersten Male den unbezwinglichen Wunsch in ihr erregen würde, die Arme zu öffnen.

Er war schon eifersüchtig auf die Zukunft, wie er in manchen Augenblicken eifersüchtig gewesen war auf ihre Vergangenheit, die er nicht kannte. Und alle Intimen der jungen Frau begannen auf ihn eifersüchtig zu werden. Untereinander sprachen sie davon und machten sogar in ihrer Gegenwart leise, dunkle Anspielungen. Für die einen war er ihr Liebhaber, die anderen — Lamarthe vertrat diese Ansicht, — behaupteten, sie unterhielte sich wie immer damit, ihn zum Wahnsinn zu bringen, und ihm mache es Spaß, die anderen zu ärgern und zu erregen, mehr sei nicht daran. Ihr Vater machte ihr Vorstellungen, die sie von oben herunter annahm. Und je mehr um sie herum das Gerede der Leute anschwoll, desto mehr gab sie sich Mühe, öffentlich zu zeigen, daß sie Mariolle vorzog, in seltsamem Widerspruch zur sonstigen Vorsicht, mit der sie ihr Leben eingerichtet.

Aber ihn störten ein wenig diese Gerüchte. Und er sprach ihr davon.

— Das ist mir ganz gleich! — sagte sie.

— Ach, wenn Sie mich doch wenigstens wirklich liebten!

— Liebe ich Sie nicht, mein Freund?

— Ja und nein. Sie lieben mich hier in Ihrem Hause, aber anderwärts nicht. Ich wünschte für mich und auch für Sie das Gegenteil.

Sie begann zu lachen und flüsterte:

— Jeder thut was er kann.

Er fuhr fort:

— Wenn Sie wüßten, wie mich alle meine Bemühungen aufregen, meine Bemühungen, Sie zu mir zu führen. Mir ist es manchmal, als griffe ich ins Unfaßbare, manchmal, als umarmte ich Eis, das mich erkältet, indem es schmilzt in meinen Armen.

Sie antwortete nicht. Sie mochte dies Thema nicht leiden. Und sie nahm jenes zerstreute Wesen an, wie oft in Auteuil.

Er wagte nicht, mehr zu sagen. Er blickte sie an, wie man Kostbarkeiten in den Museen ansieht, die die Liebhaber reizen und die man doch nicht mit sich heimnehmen darf.

Tag und Nacht litt er unausgesetzt, denn die fixe Idee war über ihn gekommen, mehr mit Hülfe des Gefühls, als des Verstandes, daß sie sein war, ohne ihm zu gehören, daß sie gefangen und doch frei, daß sie erobert und doch uneinnehmbar war. Er lebte in ihrer Nähe und kam ihr doch nicht nah. Und er

liebte sie doch mit allen nicht gesättigten Instinkten seiner Seele und seines Körpers. Wie im Anfang ihrer Liebe begann er ihr wieder zu schreiben. Einmal schon hatte er dadurch das erste Hindernis überwunden, und mit einem Brief konnte er vielleicht den letzten geheimen Widerstand brechen. Er kam weniger häufig, aber beinah täglich wiederholte er ihr in Briefen die vergeblichen Beteuerungen seiner Liebe. Ab und zu, wenn er sehr beredt, leidenschaftlich, schmerzlich gesprochen hatte, antwortete sie ihm. Ihre Briefe, die sie spitzfindig: Mitternacht — 1 Uhr, — 2 Uhr, — 3 Uhr morgens — datierte, waren klar, durchsichtig, gut durchdacht, sehr freundlich, aufmunternd, — zum Verzweifeln. Sie schrieb sehr gut, geistreich, es war sogar Phantasie darin. Aber er konnte sie lesen und lesen, er konnte sie ganz richtig, klug, gut abgefaßt, seiner männlichen Eitelkeit schmeichelnd finden, ihr Herz enthielten sie nicht. Nicht mehr wie die Küsse in Auteuil.

Er überlegte warum. Und wie er sie Zeile für Zeile auswendig wußte, kannte er sie so genau, daß er den Grund entdeckte, denn man lernt den Menschen am besten aus seinen geschriebenen Worten kennen. Das gesprochene Wort trügt und blendet, denn das Gesicht spielt mit. Man sieht es von den Lippen kommen, und die Lippen gefallen und die Augen verführen. Aber die schwarzen, einfachen Worte auf dem weißen Papier sind die nackte Seele.

Der Mann kommt durch rhetorische Kniffe, durch die Übung, bei allem, was ihm im Leben aufstößt,

schreiben zu müssen, oft dazu, in seiner unpersönlichen litterarischen oder geschäftlichen Praxis seine eigene Natur zu verbergen. Aber die Frau schreibt nur um von sich selbst zu sprechen, und in jedem Wort steckt etwas von ihr. Sie kennt die Listen des Stiles nicht, und unschuldig setzt sie die Worte. Er dachte an die Memoiren und Briefe berühmter Frauen, die er gelesen. Wie klar, wie geistreich, wie sensitiv erschienen sie ihm. Was ihm in Frau von Burnes Briefen am meisten auffiel, war, daß man nie ein Gefühl darin entdeckte. Diese Frau dachte, aber fühlte nicht. Er erinnerte sich anderer Briefe. Er hatte viele bekommen. Ein kleines Bürgermädchen, das er auf der Reise kennen gelernt, das ihn ein Vierteljahr geliebt, hatte ihm köstliche kleine Briefchen geschrieben voll wundervoller Stellen und ungeahnter Tiefe. Er hatte sich sogar gewundert über die Eleganz, die Schmiegsamkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Ausdrücke. Woher kam ihr diese Gabe? Daher, daß sie Herz besaß, nichts weiter. Die Frau wählt nicht ihre Worte, ihre Seelenstimmung diktiert sie ihr. Sie wälzt keine Lexika. Wenn sie stark empfindet, drückt sie sich auch richtig aus, ohne zu suchen, ohne Mühe, in der immer beweglichen Aufrichtigkeit ihrer Natur.

Er suchte die Aufrichtigkeit der Natur seiner Geliebten aus den Zeilen, die sie ihm geschickt, herauszulesen. Sie war liebenswürdig und fein. Aber warum fand sie nicht mehr für ihn? O, er hatte für sie Worte gefunden, die brannten gleich feurigen Kohlen.

Wenn sein Diener die Postsachen brachte, suchte er sofort darunter die ersehnte Handschrift auf den Briefen. Wenn er sie erkannt, überkam ihn eine unwillkürliche Erregung und Herzklopfen. Er streckte die Hand aus und nahm das Papier. Er las noch einmal die Adresse, dann riß er es auf. Was würde sie schreiben? Ob das Wort „lieben“ darin vorkam? Sie hatte es noch nie geschrieben, nie ausgesprochen ohne den Zusatz „sehr“: Ich habe Sie sehr lieb. Habe ich Sie nicht gern? — O er kannte diese Formeln, die nichts sagen, weil noch andere Worte daneben stehen. Giebt es eine Gradabstufung, wenn man liebt? Kann man sagen, man liebt sehr oder man liebt nicht sehr? Sehr lieben bedeutet wenig Liebe. Man liebt, — nichts mehr, nichts weniger, — da giebt es nichts dazu zu setzen. Man kann nichts ersinnen, nichts sagen, was über dies Wort hinausgeht. Es ist kurz, es bedeutet alles. Es wird der Körper, die Seele, das ganze Sein. Man fühlt es, wie die Wärme des Körpers, man atmet es ein, wie die Luft, man trägt es in sich, wie den Gedanken, denn es macht sich zum einzigen Gedanken. Nichts anderes giebt es mehr daneben. Es ist nicht ein Wort, es ist ein unausdrückbarer Zustand, den ein paar Buchstaben versinnbildlichen. Was man auch anfängt, nichts thut man, nichts sieht man, nichts empfindet man, nichts kostet man, von nichts leidet man so, wie vorher. Mariolle war der Sklave dieses kleinen Wortes geworden. Und sein Blick lief über die Zeilen und suchte den Ausdruck einer Liebe, die gleich sein könnte der seinen. Und er fand genug

um sich zu sagen: Sie hat mich gern. Aber nie genug, um zu sagen: Sie liebt mich! In ihrer Korrespondenz spann sie den hübschen poetischen Roman, der am Mont Saint-Michel begonnen, fort. Es war „über Liebe", aber nicht die Liebe.

Als er die Zeilen zu Ende gelesen hatte und abermals gelesen, schloß er die geliebten Papiere in ein Fach ein und setzte sich verzweifelt in den Lehnstuhl. Dort waren ihm schon viel böse Stunden vergangen.

Nach einiger Zeit antwortete sie etwas kürzer. Sie war wahrscheinlich müde, immer dieselben Phrasen zu machen und dieselben Dinge zu wiederholen. Im übrigen gab es für sie große gesellschaftliche Aufregungen, die André hatte kommen sehen mit jenem Übermaß von Leid, das das Herz trifft bei den kleinsten, unangenehmen Ereignissen.

Es war ein gesellschaftlich sehr belebter Winter. Ein Vergnügungstaumel war über Paris gekommen, durchzitterte die ganze Stadt, in der die Droschken und herrschaftlichen Wagen die ganze Nacht durch die Straßen rollten, hinter den emporgezogenen Fensterscheiben sah man Damen in hellen Toiletten. Man amüsierte sich. Es war nur noch die Rede von Theaterspielen, von Bällen, Matineen und Soireen. Etwas wie eine Epidemie von Vergnügen steckte plötzlich alle Klassen der Gesellschaft an und befiel auch Frau von Burne.

Es begann mit einem großen Erfolg ihrer Schönheit bei einem Ballett, das man auf der

österreichischen Botschaft getanzt. Graf Bernhaus hatte sie mit der Botschafterin, Fürstin Malten, bekannt gemacht, mit der Frau von Burne plötzlich ganz familiär ward. Sie ward in kurzer Zeit die intime Freundin der Fürstin, und dadurch dehnte sie ihre Beziehungen schnell in der diplomatischen Welt aus und in der höchsten Aristokratie. Ihre graziös verführerische Art, ihre Eleganz und ihre Klugheit, ihr feiner Geist verhalfen ihr bald zum Sieg. Sie ward Mode, kam in die ersten Kreise, und die Frauen Frankreichs, die die höchsten Namen trugen, machten bei ihr Besuch.

Jeden Montag hielt eine ganze Reihe von wappengeschmückten Coupees längs des Trottoirs der Rue du General Foy. Und die Diener verloren den Kopf, verwechselten die Herzoginnen mit den Marquisen, die Gräfinnen mit den Baroninnen, wenn sie die großen tönenden Namen an der Eingangsthür des Salons ausriefen.

Sie war ganz trunken davon. Die Artigkeiten, die man ihr sagte, die Einladungen, das Entgegenkommen, das Gefühl, eine der Auserwählten zu sein, die Paris feiert, das Glück, so bewundert, gesucht und überall verzogen zu werden, erweckten in ihrer Seele eine gefährliche Crisis der Überhebung.

Ihre künstlerische Hausgarde versuchte dagegen anzukämpfen. Und die Revolution brachte es dahin, daß ihre früheren Freunde untereinander ganz intim wurden. Sogar Fresnel wurde unter sie aufgenommen, begann eine Stellung in der Liga zu bekommen.

Mariolle wurde an die Spitze gestellt, denn man wußte wohl von seiner Neigung zu ihr und daß sie ihm besonders freundschaftlich gesinnt war.

Aber er sah sie davonfliegen in jener schmeichelhaften, gesellschaftlichen Popularität, wie ein Kind seinen kleinen, roten Ballon, dessen Faden es losgelassen hat, entwischen sieht.

Es war ihm, als flöhe sie in einer eleganten, tanzenden Menge, weit, weit fort von jenem großen Glück, das er so sehr erhofft. Und er ward eifersüchtig auf alle Welt, auf jeden: auf die Männer, die Frauen und die Dinge. Er begann das Leben, das er führte, zu hassen. Alle Gesellschaften, Theater, Besuche, Konzerte, Bälle, denn alles das entriß ihm Stücke von ihr, nahm ihre Tage und ihre Abende in Beschlag. Allein mit ihr war er nur noch in den ganz seltenen Stunden, wo sie frei war. Und er litt so darunter, daß er beinah krank geworden wäre, und sein Gesicht sah so verstört aus, daß sie ihn eines Tages fragte:

— Was fehlt Ihnen denn? Sie haben sich ganz verändert. Sie sind ganz mager geworden.

— Was mir fehlt? Ich liebe Sie zu sehr!

Sie warf ihm einen dankbaren Blick zu:

— Man liebt nie zu sehr, mein Freund.

— Sie sagen das?

— Ja gewiß!

— Und sehen Sie denn nicht, daß ich daran sterbe, Sie vergeblich zu lieben.

— Erstens lieben Sie mich nicht vergeblich, und

dann stirbt man von so etwas nicht. Endlich sind alle unsere Freunde eifersüchtig auf Sie. Das ist doch der Beweis, daß ich Sie im großen ganzen nicht zu schlecht behandle.

Er griff nach ihrer Hand:

— Sie verstehen mich nicht.

— Doch. Ich verstehe Sie sehr wohl.

— Hören Sie nicht den Verzweiflungsschrei, den ich Ihnen immer entgegenrufe?

— Ja, ich höre ihn.

— Nun und — —

— Und das thut mir sehr leid, weil ich Sie furchtbar gern habe.

— Nun und dann?

— Nun und dann sagen Sie mir: „seien Sie so wie ich. Denken Sie, fühlen Sie, drücken Sie sich aus wie ich.“ Aber das kann ich doch nicht, mein armer Freund! Ich bin, was ich nun einmal bin. Sie müssen mich nehmen, wie Gott mich geschaffen hat. Ich habe mich Ihnen so geschenkt, — ich bedauere es nicht. Ich will nicht von Ihnen fort, Sie sind mir das liebste Wesen, das ich kenne.

— Sie lieben mich nicht!

— Ich liebe Sie mit aller Liebesmöglichkeit, die in mir liegt. Wenn sie nicht anders ist oder nicht stärker, kann ich dafür?

— Wenn ich das gewiß wüßte, würde ich vielleicht ruhiger sein.

— Was ist der tiefere Sinn Ihrer Worte?

— Der tiefere Sinn ist, daß ich glaube, Sie

müßten anders lieben können, aber daß ich mich nicht für fähig halte, Ihnen wahre Liebe einzuflößen.

— Nein, mein Freund, Sie täuschen sich. Sie sind mir mehr, als mir jemals einer gewesen ist und je einer sein wird. Das glaube ich wenigstens bestimmt. Das ist wenigstens gut an mir, daß ich Sie nicht belüge. Ich mache Ihnen nicht vor, was Sie sich wünschen, wie es viele Frauen thun würden. Danken Sie mir das. Regen Sie sich doch nicht auf, werden Sie nicht nervös. Haben Sie Vertrauen zu meiner Zuneigung, die Ihnen völlig und in aller Aufrichtigkeit gehört.

Er flüsterte, während er fühlte, wie endlos weit ihre Seelen voneinander standen:

— Ach, ist das seltsam, so die Liebe aufzufassen und davon zu reden. Ich bin für Sie jemand, den Sie in der That wünschen, oft neben sich zu sehen, auf einem Stuhl an Ihrer Seite. Aber für mich bedeuten Sie die ganze Welt. Ich kenne nur Sie, ich fühle nur Sie darin, und ich bedarf nur Ihrer.

Sie lächelte wohlwollend und antwortete:

— Das weiß ich, das errate ich, das verstehe ich. Ich bin glückselig darüber und sage Ihnen: Lieben Sie mich immer so, wenn es möglich ist, denn darüber bin ich glückselig. Aber zwingen Sie mich nicht, Ihnen eine Komödie vorzuspielen, die mir weh thun würde und unserer nicht würdig wäre. Ich fühlte diese Krisis seit einiger Zeit nahen. Sie thut mir sehr leid, weil ich Ihnen von Herzen geneigt bin.

Aber ich kann meine Natur nicht ändern, daß sie der Ihren ähnlich würde. Nehmen Sie mich, wie ich bin.

Er fragte plötzlich:

— Haben Sie einmal gedacht, einmal geglaubt — nur einen Tag lang, nur eine Stunde, sei es früher oder später, — daß Sie mich einmal anders lieben könnten?

Sie war um eine Antwort verlegen und dachte einige Augenblicke nach.

Er wartete ängstlich und sagte:

— Sehen Sie, Sie haben auch einmal an anderes gedacht.

Sie sprach langsam:

— Ich konnte mich wohl einen Augenblick über mich selbst täuschen.

Er rief:

— O wie fein und psychologisch ausgedrückt! Man philosophiert nicht so über die Stimme des Herzens.

Sie dachte noch nach. Der Gedanke an sich selbst, dieses Suchen, dieses Rückkehren zu ihr interessierte sie. Und sie fügte hinzu:

— Ehe ich Sie so liebte, wie ich Sie liebe, habe ich allerdings wirklich einen Augenblick geglaubt, daß ich für Sie mehr — mehr . . . mehr Feuer haben könnte. Aber dann wäre ich wohl weniger einfach, weniger offen gewesen, vielleicht später nicht so aufrichtig.

— Warum später weniger aufrichtig?

— Weil Sie die Liebe haben wollen in den

Worten: Alles oder nichts. Und dieses Alles oder nichts bedeutet nach meiner Auffassung: Zuerst alles, später nichts. Wenn das Nichts anfängt, dann beginnen wir Frauen zu lügen.

Er antwortete nervös:

— Begreifen Sie denn nicht mein Unglück und meine Qual, nur zu denken, daß Sie mich anders hätten lieben können. Sie haben es einmal empfunden, Sie werden also einmal einen anderen so lieben.

Sie antwortete ohne Zögern:

— Das glaube ich nicht!

— Und warum? Jawohl warum? Von dem Augenblick ab, wo Sie die Vorahnung der Liebe gehabt haben, wo Ihnen die Ahnung angeflogen ist von jener nie zu verwirklichenden, quälenden Hoffnung, sein Leben, seine Seele, sein Fleisch mit dem eines anderen zu vermischen, ganz in ihm aufzugehen, da Sie die Möglichkeit gefühlt haben jener unausdrückbaren Herzensbewegung, werden Sie ihr einen oder des anderen Tages erliegen.

— Nein. Meine Einbildungskraft hat mich betrogen. Ich gab Ihnen alles, was ich geben kann. Ich habe, seitdem ich von Ihnen geliebt worden bin, viel nachgedacht. Sie sehen, ich fürchte mich vor nichts, nicht einmal vor Worten. Ich bin wirklich völlig überzeugt, daß ich mehr und tiefer nicht lieben kann, als ich es jetzt thue. Sie sehen, ich spreche mit Ihnen, wie zu mir selbst. Ich thue es, weil Sie klug sind, weil Sie alles verstehen, und es besser ist, Ihnen nichts zu verbergen, und dabei das einzige Mittel, uns eng

aneinander für lange Zeit zu fesseln. Und das hoffe ich, mein Freund.

Er hörte ihr zu, wie man trinkt, wenn man verdurstet. Und er sank auf die Kniee und barg seine Stirn in ihren Schoß.

Er drückte ihre beiden kleinen Hände auf seinen Mund und sagte: — Dank! Dank! Als er den Kopf erhoben hatte, um sie anzusehen, glänzten zwei Thränen in ihren Augen. Dann legte sie ihren Arm um Andrés Hals, zog ihn langsam an sich, beugte sich zu ihm nieder und küßte ihn auf die Lider.

— Setzen Sie sich! sagte sie. Es ist unvorsichtig, hier vor mir zu knieen.

Er setzte sich nun. Nach ein paar Augenblicken Schweigen, während sie sich ansahen, fragte sie ihn, ob er nicht in den nächsten Tagen einmal mit ihr zur Ausstellung des Bildhauers Prédolé gehen wollte, von dem man mit Begeisterung sprach. Sie hatte im Toilettenzimmer von ihm einen broncenen Amor, eine reizende kleine Figur, die in die Badewanne das Wasser einfließen ließ. Sie wollte gern in der Galerie Varin das gesamte Lebenswerk dieses wundervollen Künstlers sehen, von dem Paris seit acht Tagen schwärmte.

Sie setzten den Tag fest. Dann stand Mariolle auf, um zu gehen.

— Wollen Sie morgen nach Auteuil kommen? sagte sie leise.

— O, so gern!

Und er ging davon, ganz benommen vor Glück,

trunken von jenem „vielleicht“, das in verliebten Herzen niemals stirbt.

VI.

Das Coupé von Frau von Burne rollte im langen Trabe der beiden Pferde über das Pflaster der Rue de Grenelle. Der Hagel eines Frühjahr-unwetters — denn man war in den ersten Tagen des April — prasselte an die Scheiben und peitschte die Straße, die schon ganz voll weißer Körner lag. Die Vorübergehenden hatten den Kragen ihrer Überzieher in die Höhe geschlagen und liefen unter den aufgespannten Regenschirmen hin. Nach zwei Wochen wunderschönen Wetters kam wieder eine eisige letzte Mahnung an den Winter.

Die junge Frau hatte die Füße auf einer Wärm-flasche stehen und saß eingewickelt in ihren Pelz, dessen feines Streicheln sie wärmte durch die Kleider hin-durch und ihrer empfindlichen Haut wohlthat. Sie dachte mit Angst daran, daß sie in spätestens einer Stunde eine Droschke nehmen mußte, um zu Mariolle nach Auteuil zu fahren.

Der Wunsch durchzuckte sie, ihm ein Absage-telegramm zu schicken. Aber seit zwei Monaten schon hatte sie sich vorgenommen, dies so wenig wie möglich

zu thun, denn sie hatte sich mit aller Gewalt angestrengt, ihn so zu lieben wie er sie.

Mitleid war über sie gekommen, als sie ihn so leiden sah, und seit der Unterhaltung, bei der sie ihn in wirklicher Zärtlichkeit auf die Augen geküßt, ward ihre Neigung zu ihm wirklich einige Zeit hindurch wärmer und stärker.

Sie hatte sich gefragt, selbst erstaunt über die Kälte, für die sie nichts konnte, warum sie ihn schließlich nicht so lieben sollte, wie viele Frauen ihre Liebhaber lieben. Denn sie fühlte sich von Herzen zu ihm hingezogen, da er ihr besser gefiel als irgend ein anderer Mann.

Diese Unfähigkeit eines Aufschwungs ihres Herzens konnte nur von einer Art Indolenz kommen, die man vielleicht wie alle Art Faulheit überwinden konnte.

Sie versuchte es. Sie versuchte sich an den Tagen des Stelldicheins zu erregen, indem sie an ihn dachte. Und es gelang ihr manchmal wirklich, wie man nachts sich in Furcht versetzen kann, wenn man an Diebe und Gespenster denkt.

Sie gab sich sogar Mühe, zärtlicher und hingebender zu sein. Zuerst glückte es ihr recht gut.

Und nun glaubte sie an den Beginn eines Liebesrausches, der etwa dem ähneln könnte, den sie in seinen Adern fühlte. Dieselbe Stimmung kam über sie, wie an dem Abend, wo sie sich entschlossen hatte sein zu werden, als sie angesichts der Bucht des Saint-Michel, über die die nächtlichen Nebel strichen, geträumt. Es kam wieder über sie, weniger stark,

weniger von poetischen und idealen Wolken umhüllt, aber schärfer, menschlicher, von allen Illusionen fern, nachdem sie sich einmal ihm gegeben.

Da hatte sie vergeblich nach dem großen Liebesrausch ausgeschaut, nach der großen Sehnsucht, die einen Menschen zum anderen treibt, wenn Leib an Leib gekettet ist. Dieser Taumel war nicht erschienen.

Aber sie gab sich Mühe, sich hineinzureden. Sie bestellte Mariolle öfter zum Stelldichein, um ihm zu sagen: „Ich fühle, daß ich Sie mehr und mehr liebe.“ — Aber eine große Müdigkeit überkam sie und die Unfähigkeit, sich und ihn auf längere Zeit zu betrügen. Erstaunt stellte sie fest, daß seine Zärtlichkeiten auf die Länge ihr nicht angenehm waren, obgleich sie nicht ganz unempfindlich dagegen schien. Sie stellte es fest durch die unbestimmte Gleichgültigkeit, die sie immer überkam am Morgen des Tages, an dem sie ihn treffen sollte. Warum fühlte sie sich nicht an solchem Morgen im Gegenteil erregt, wie so viele andere Frauen in Erwartung der sinnverwirrenden, heißbegehrten Umarmung. Sie überließ sich ihm, besiegt, brutal erorbert und zitternd wider ihren Willen, aber niemals hingerissen. Bewahrte vielleicht ihre feine, zarte Haut, ihre so außerordentlich aristokratische, gepflegte Haut, ein unbekanntes Gefühl der Scham, der Scham des höheren und geheiligten Wesens, einer Scham, von der ihre hypermoderne Seele nichts wußte?

Mariolle fühlte es allmählich. Er sah jene

künstliche Glut ersterben. Er erriet, daß es nur der Versuch einer völligen Hingabe gewesen. Und eine schwere, tötliche Traurigkeit schlich in seine Seele.

Sie wußte jetzt wie er, daß der Versuch mißlungen und alle Hoffnung verloren war. Und heute nun, warm in ihren Pelz eingewickelt, die Füße auf der Wärmflasche, mollig und wohlig, hinausblickend, wie der Hagel an die Fensterscheiben schlug, fand sie nicht den Mut in sich, aus dieser Behaglichkeit und Wärme in eine eisige Droschke zu steigen, um den armen Menschen zu besuchen.

Der Gedanke, zu brechen, sich seinen Zärtlichkeiten zu entziehen, kam ihr nicht einen Augenblick. Sie wußte wohl, daß, um einen Mann, der einmal verliebt ist, ganz zu fangen und für sich zu behalten, bei der Rivalität anderer Frauen, man sich ihm überlassen und ihn halten muß mit der Kette, die Körper an Körper bindet. Sie wußte es, denn das ist einmal so und darüber nicht weiter zu reden. Es ist sogar recht so. Sie würde sich also weiter ihm überlassen und immer weiter. Aber warum so oft? Würde sogar ihr Stelldichein nicht reizvoller für ihn werden, wenn es etwas seltener stattfand? Ein unschätzbares Kleinod, ein Glück, das sie anbot und das man nicht verschwenden müßte.

Jedesmal, wenn sie nach Auteuil fuhr, hatte sie das Gefühl, daß sie ihm das kostbarste, unschätzbarste Geschenk machte. Wenn man so schenkt, ist das Glück zu geben untrennbar von dem gewissen Bewußtsein, daß man ein Opfer bringt. Es ist nicht der Rausch,

in Banden geschlagen zu werden, es ist der Stolz, zu schenken und glücklich zu machen.

Sie meinte sogar, daß die Liebe Andrés ihr dauernder bliebe, wenn sie sich ein wenig seltener machte. Denn jeder Hunger wächst durch Fasten, und das sinnliche Gefühl ist nichts anderes, als Appetit. Sobald dieser Entschluß einmal festgestellt war, nahm sie sich vor, heute noch nach Auteuil zu fahren, aber zu thun, als ob ihr nicht wohl wäre. Die Fahrt dorthin, die ihr noch vor einer Minute bei diesem Hagelwetter so gräßlich erschienen war, kam ihr jetzt plötzlich ganz angenehm vor. Und sie begriff, indem sie nun über sich selbst lächelte und über jene plötzliche Sinnesänderung, warum es ihr so schwer ward, dies doch nur Normale zu überwinden. Vorhin hatte sie nicht gewollt, jetzt wollte sie. Sie wollte vorhin nicht, denn all die kleinen entnervenden Abenteuer eines Stelldicheins quälten sie. Sie stach sich mit den Nadeln, die sie nicht zu stecken wußte, in die Finger; sie fand keinen Gegenstand von denen wieder, die sie herumgeworfen, als sie sich schnell entkleidete, immer schon in dem Gedanken an die gräßliche Qual, sich allein wieder anziehen zu müssen.

Bei diesen Überlegungen blieb sie und versenkte sich zum ersten Mal ganz hinein. War diese Liebe zu bestimmter Stunde, am Tag vorher oder zwei Tage vorher festgestellt, nicht wie ein Geschäft oder wie der Besuch beim Arzt? Nach einem langen, zufälligen, freien, sinnverwirrenden Zusammensein kommt nichts natürlicher, als der Kuß auf die Lippen, der

zwei Menschen eint, die sich gefallen haben, die sich durch warme und zärtliche Worte einander genähert. Aber wie verschieden ist das von dem Kuß ohne Aufregung, schon vorher genau festgestellt, den sie einmal wöchentlich empfangen sollte mit der Uhr in der Hand. Das war so zwingend richtig, daß sie manchmal an Tagen, an denen sie André nicht sehen sollte, in sich eine unbestimmte Lust empfand, ihn aufzusuchen, während dieser Wunsch kaum in ihr wach ward, wenn sie zu ihm fuhr durch versteckte Straßen, in schmutzigen Wagen, wobei ihr Herz durch tausend Dinge von ihm abgelenkt wurde.

O die Stunde des Stelldicheins in Auteuil hatte sie auf allen Uhren all ihrer Freundinnen schon nahen sehen. Sie hatte sie nahen sehen Minute auf Minute bei der Baronin Fremines, bei der Marquise Bratiane, bei der schönen Frau Le Prieur; wenn sie an solchen Nachmittagen durch Paris fuhr, um nicht zu Haus zu bleiben, wo ein unvorhergesehener Besuch, ein plötzliches Hindernis sie hätte festhalten können.

Sie sagte sich plötzlich: Heute bei diesem schlechten Wetter werde ich sehr zeitig hinfahren, um ihn nicht nervös zu machen. Dann öffnete sie an der Vorderwand des Coupés eine Art von kleinem, unsichtbarem Schränkchen, das in der schwarzen Seide, mit der der Wagen ausgeschlagen, gleich einem kleinen Boudoir eingelassen war. Sobald die beiden Thürchen des Verstecks bei Seite geschlagen waren, erschien ein Spiegel, den sie bis zur Höhe des Gesichts nieder-

gleiten ließ. Hinter dem Spiegel standen in kleinen Fächern mit Satin ausgeschlagen ein paar Toilettengegenstände aus Silber. Eine Büchse mit Puder, ein Lippenstift, zwei Odeurflaschen, ein Tintenfaß, ein Federhalter, eine Scheere, ein winziges Papiermesserchen, um den neusten Roman, den man unterwegs las, aufzuschneiden. Eine reizende Uhr, groß und rund wie eine goldene Nuß, war in dem Stoff eingelassen: sie zeigte die vierte Stunde.

Frau von Burne dachte: Ich habe mindestens noch eine halbe Stunde Zeit. Und sie drückte auf eine Feder, sodaß der Diener, der neben dem Kutscher saß, das Hörrohr an das Ohr hielt, um ihre Befehle entgegenzunehmen. Sie ergriff das andere Ende, das im Wagen hing, näherte das kleine Sprachrohr aus Bergkrystall ihren Lippen und rief:

— Österreichische Botschaft.

Dann blickte sie sich in den Spiegel, wie sie immer hineinschaute, mit jener Zufriedenheit die man empfindet, wenn man das geliebteste Wesen wiedersieht. Darauf öffnete sie etwas ihren Pelz, um noch einmal ihr Kleid zu betrachten. Es war eine hübsche Demi-Saison-Toilette. Der Kragen war mit feinen, weißen Federn eingefaßt, so hell, daß sie leuchteten. Auch die Taille war mit Federn garniert, sodaß die junge Frau aussah, wie ein seltener, wilder Vogel. Auf ihrem Hut saß ebenfalls ein Federbusch in lebhaften Farben, und ihr hübsches Gesicht schien so davonzufliegen unter dem grauen Himmel im Hagel.

Sie betrachtete sich noch, als der Wagen plötzlich

in die große Einfahrt der Botschaft einbog. Da schlug sie ihren Pelz wieder übereinander, ließ den Spiegel herab, und schloß die kleine Thür des Schränkchens. Als das Coupee hielt, sagte sie zuerst dem Kutscher:

— Sie können nach Haus fahren, ich brauche Sie nicht mehr. — Dann fragte sie den Lakai, der ihr entgegentrat:

— Durchlaucht zu Haus?

— Jawohl, gnädige Frau.

Sie trat ein, stieg die Treppe hinauf und kam in einen ganz kleinen Salon, in dem die Fürstin Malten beim Briefschreiben saß.

Die Botschafterin erhob sich mit freudigem Lächeln, als sie ihre Freundin sah. Sie küßten sich zweimal auf die Wangen, dann setzten sie sich, eine neben der anderen, auf zwei kleine Sessel am Kamin. Sie mochten sich ungeheuer gern, sie gefielen einander sehr. In allen Kleinigkeiten stimmten sie überein, denn sie waren ganz ähnliche Naturen, von derselben weiblichen Rasse, in derselben Atmosphäre groß geworden, mit denselben Wünschen und Gedanken, obgleich die Fürstin eine Schwedin und nur an einen Österreicher verheiratet war. Eine zog auf seltsame Weise die andere an, so daß sie sich wirklich wohl und zufrieden fühlten, wenn sie beieinander waren. Ihr Geschwätz dauerte ununterbrochen halbe Tage lang, flüchtig, interessant für beide, nur weil sie denselben Geschmack hatten.

— Sehen Sie, wie gern ich Sie habe, sagte Frau von Burne, heute abend sind Sie bei mir, und ich

konnte doch nicht anders, als Sie vorher noch einmal besuchen. So lieb habe ich Sie.

— Genau wie ich! antwortete lächelnd die Schwedin.

Und aus Gewohnheit sagten sie sich Artigkeiten, Koketterien, als ob sie mit einem Mann sprächen, wenn auch in etwas anderer Art kämpfend, da sie nicht den Gegner vor sich hatten, sondern die Rivalin.

Frau von Burne blickte, während sie redete, ab und zu nach der Uhr. Es schlug fünf. Er wartete schon seit einer Stunde. Jetzt ist's genug, dachte sie und stand auf.

— Schon? fragte die Prinzessin.

Die andere antwortete keck:

— Ja, ich habe es eilig, ich werde erwartet. Ich möchte viel lieber hierbleiben.

Sie küßten sich, und Frau von Burne, die gebeten hatte, eine Droschke rufen zu lassen, fuhr davon.

Das Pferd ging lahm und zog mit unglaublicher Mühe den alten Wagen. Und das Entsetzliche dieses Kastens, die Müdigkeit des Tieres, alles fühlte die junge Frau auch in sich. Wie das Zugtier fand auch sie den Weg lang und hart. Und je mehr sie die Freude tröstete, André zu sehen, desto trauriger machte sie das, was sie im Begriff stand zu thun.

Sie fand ihn halb erfroren an der Thür. Die Regengüsse peitschten durch die Bäume, der Hagel prasselte auf den Regenschirm, während sie nach dem kleinen Häuschen ging. Ihre Füße sanken in den Schmutz ein.

Der Garten war traurig, unendlich traurig, tot, sumpfig. André war bleich, er litt sehr.

Als sie eingetreten waren, sagte sie:

— Herrgott ist's kalt!

Und doch brannte helles Feuer in beiden Zimmern. Da es aber erst Mittag angezündet war, hatte es die feuchten Mauern noch nicht trocknen können, und ein Schauer lief ihr über den Körper.

Sie sagte:

— Ach ich möchte doch noch etwas im Pelz bleiben.

Sie öffnete ihn nur, und das mit Federn besetzte Kleid erschien darunter, daß sie aussah wie ein fremder Zugvogel, der nie an einem Orte bleibt.

Er setzte sich neben sie. Sie sagte:

— Heute abend ist bei mir ein reizendes Diner. Ich freue mich schon darauf.

— Wer kommt denn?

— Nun, zuerst Sie, dann Prédolé, den ich so gern kennen lernen möchte.

— Ach Prédolé kommt.

— Ja. Lamarthe bringt ihn mit.

— Aber Prédolé paßt nicht für Sie. Überhaupt sind gewöhnlich Bildhauer nicht die Leute, um jungen hübschen Frauen zu gefallen, und der weniger denn irgend ein anderer.

— O lieber Freund, das ist unmöglich. Ich bewundere ihn so sehr.

Seit zwei Monaten hatte der Bildhauer Prédolé durch die Ausstellung, die er in der Galerie Varin veranstaltet, Paris erobert und sich zu Füßen gezwungen.

Man liebte ihn früher schon, man schätzte ihn, man sagte von ihm, er mache köstliche kleine Figuren. Aber als das Publikum der Künstler und Kenner eines Tages vor seinem ganzen Lebenswerk stand in den Sälen der Rue Varin, brach der Strom des Enthusiasmus los.

In ihm lag, wie es schien, ein seltener Reiz, eine so besondere Fähigkeit, Anmut und Eleganz wiederzugeben, daß man meinte, ein ganz neuer Formenkönner wäre erstanden.

Seine Spezialität waren kleine Statuetten, wenig, sehr wenig bekleidet, deren zart verschleierte Modelle er prachtvoll wiedergab. Vor allem wiesen seine Tänzerinnen, deren er eine ganze Menge gemacht, in ihren Bewegungen, in ihren Stellungen, durch ihre Harmonie alles auf, was der weibliche Körper an biegsamer, seltener Schönheit hat.

Seit einem Monat machte Frau von Burne unausgesetzt den Versuch, ihn an sich zu ziehen. Aber der Künstler war etwas wüst, ein wenig sogar, wie man sagte, ein Bär. Endlich durch Lamarthes Hilfe war es gelungen, durch Lamarthe, der für den dankbaren Bildhauer aufrichtig mit aller Leidenschaft Reklame machte.

Mariolle fragte:

— Wer kommt noch?

— Die Fürstin Malten.

Das ärgerte ihn, die Frau mißfiel ihm.

— Und noch?

— Massival, Bernhaus und Georg von Maltry. Weiter niemand, nur die Elite. Kennen Sie Prédolé?

— Ja, ein wenig.

— Wie finden Sie ihn?

— Mir gefällt er sehr gut. Ich habe noch nie einen Künstler gefunden, der so in seiner Kunst lebt, und es ist ungeheuer interessant, wenn er davon spricht.

Sie war glücklich und sagte:

— Das wird ja reizend!

Er hatte unter dem Pelz ihre Hand ergriffen, drückte sie ein wenig, dann küßte er sie. Da merkte sie plötzlich, wie sie ja ganz vergessen hatte zu sagen, daß sie nicht wohl wäre. Und mit einem Male suchte sie einen anderen Grund:

— Gott, ist es kalt!

— Finden Sie?

— Ich bin durchfroren bis auf die Knochen.

Er stand auf, um nach dem Thermometer zu sehen, das allerdings sehr niedrig stand. Er setzte sich wieder neben sie.

Sie hatte eben gesagt: Gott, ist es kalt! Er hatte gemeint, sie zu verstehen. Seit drei Wochen schon bemerkte er bei jeder ihrer Begegnungen das unwiederbringliche Nachlassen ihrer Versuche, ihn zu lieben. Er erriet, daß sie dessen müde war, daß sie es nicht weiterführen konnte. Über ihre Unfähigkeit, zu lieben, war er selbst so verzweifelt, daß er sich in Stunden der Einsamkeit sagte, lieber mit ihr brechen, als so weiter.

Er fragte sie, um ihre Gedanken zu durchdringen:

— Ziehen Sie nicht einmal den Pelz aus heute?

— O nein, sagte sie. Seit heute früh huste ich etwas. Dies furchtbare Wetter hat mir eine Erkältung zugezogen. Ich fürchte, mich noch mehr zu erkälten.

Nach kurzem Schweigen sagte sie:

— Wenn ich Sie nicht unbedingt hätte sehen wollen, wäre ich gar nicht gekommen.

Da er nicht antwortete vor Herzeleid und Kummer, sagte sie:

— Nach so schönen Tagen wie in der letzten Zeit ist diese plötzliche Kälte gefährlich.

Sie blickte in den Garten hinaus, in dem die Bäume schon beinah grün waren, während auf den Zweigen der lose geschmolzene Schnee lag. Er sah sie an und dachte: Das also ist ihre Liebe. Zum ersten Mal packte ihn eine Art männlichen Hasses gegen sie, gegen dieses Gesicht, gegen diese unfaßbare Seele, gegen diesen Frauenleib, der immer entfloh, wenn er verfolgt ward.

Sie behauptet, sie friert, dachte er. Sie friert nur, weil ich hier bin. Wenn sie irgend ein Vergnügen vorhätte, eine jener blödsinnigen Launen, die das unnütze Dasein dieser oberflächlichen Wesen ausmachen, würde sie alles wagen und alles versuchen. Fährt sie nicht, um ihre Toiletten zu zeigen, bei der größten Kälte in offenem Wagen? O, so sind sie jetzt alle.

Er blickte sie an, wie sie so ruhig ihm gegenüber saß. Und er wußte, daß hinter dieser kleinen Stirn, dieser geliebten Stirn, der Wunsch lag, dieses Stelldichein nicht fortzusetzen, das so peinlich zu werden drohte.

Hatte es wirklich Frauen gegeben, oder gab es noch Frauen voller Leidenschaft, die die Liebe packt, daß sie leiden, wenn sie sich dem Mann an die Brust

werfen, ihn stöhnend umschlingen und mit ihrem Körper ebenso lieben, wie mit der Seele? Mit dem Munde, der da spricht, und den Augen, die da sehen, mit dem Herzen, das da schlägt, und der Hand, die da streichelt. Diese Frauen, die alles wagen, weil sie lieben, tags und nachts belauscht und bespäht, bedroht, zitternd, aber ohne Furcht zu dem eilen, der sie an sein Herz schließt, wahnsinnig vor Glück und Liebeswonne.

O diese gräßliche Liebe, die ihn jetzt in Ketten legte, diese Liebe ohne Ausgang und ohne Ende, ohne Glück und ohne Triumph, die entnervt, verzweifelt, am Herzen frißt. Diese Liebe ohne Weichheit, ohne Trunkenheit, die nur Leid gab und Thränen, und nur immer den unstillbaren Kummer erweckte, daß es unmöglich war, durch seinen Kuß kalte und entsetzlich trockene Lippen, wie erstorbene Bäume, zu erwecken.

Er sah sie an, wie sie so hübsch eingeschnürt war in dieses Federkleid.

— Ihre Toilette ist reizend, sagte er. Denn er wollte nicht von dem sprechen, was ihn quälte.

Sie antwortete lächelnd:

— Passen Sie mal auf, was ich heute abend anhabe.

Dann hustete sie ein paar Mal und sagte:

— Ich erkälte mich vollends. Lassen Sie mich gehen, lieber Freund. Die Sonne wird wiederkehren, und ich wie sie.

Er hielt sie nicht zurück, ganz mutlos geworden. Denn er begriff, daß kein Versuch mehr die Gleich-

gültigkeit dieses Wesens überwinden könnte, das ohne Schwung war. Er begriff, daß jetzt alles aus war, aus für immer, all seine Hoffnung ewig verloren, daß er von diesem ruhigen Mund kein Wort der Liebe erwarten durfte, kein Feuer aus diesen kühlen Augen. Und plötzlich fühlte er in sich den heftigen Wunsch, aufzustehen, dieser quälenden Herrschaft zu entrinnen. Sie hatte ihn ans Kreuz geschlagen. Er blutete aus allen Gliedern, und sie sah seinem Sterben zu, ohne sein Leid zu begreifen, ganz zufrieden sogar mit dem, was sie gethan. Aber er wollte sich aus dem Todesbann lösen und wenn er Stücke seines Körpers abriß, Fetzen Fleisch und sein ganzes zerrissenes Herz. Er wollte fliehen, wie vor dem Jäger ein Tier, das zu Tode verwundet ist. Er wollte sich in der Einsamkeit verbergen, daß seine Wunde heilen sollte und er den dumpfen Schmerz des zu Tode Verstümmelten nicht mehr empfand.

— Also leben Sie wohl! sagte er.

Der traurige Ton seiner Stimme packte sie, und sie sagte:

— Auf Wiedersehen heute abend, lieber Freund!

Er antwortete:

— Heute abend. Adieu.

Dann führte er sie wieder an die Gartenthür und setzte sich allein ans Feuer.

Allein! Ja, es war kalt und es war traurig. Es war aus. Schrecklicher Gedanke. Hoffen, erwarten, von ihr träumen mit jener Glut im Herzen, die in uns auf dieser traurigen Erde für Augenblicke

etwas entzündet, wie die hellen Freudenfeuer in dunklen Nächten, — alles dahin! Zu Ende waren die Nächte einsamer Erregung, in denen er beinah bis Tagesanbruch im Zimmer auf und ab gegangen und an sie gedacht; sein Erwachen, bei dem er sich, sobald er die Augen aufschlug, sagte: Ich werde sie heut sehen in unserm kleinen Haus.

Wie er sie liebte! Wie er sie liebte! Wie lang es dauern, wie schmerzlich es sein würde, geheilt zu werden davon. Sie war fort, weil es kalt war. Er sah sie wie vorhin noch vor sich, wie sie ihn anblickte, ihn bezauberte, ja, ihn bezauberte, um sein Herz desto sicherer zu zerfleischen. O, sie halte es zerfleischt mit einem einzigen und letzten Stoß. Er fühlte die Wunde, eine alte Wunde, die noch offen stand, die sie nur gefühlt, die sie aber nun unheilbar gemacht, als sie ihre tötliche Gleichgültigkeit hineingetaucht wie ein Messer. Er fühlte, wie von diesem durchbohrten Herzen etwas in ihn hineinströmte, seinen Körper anfüllte, bis zur Kehle stieg und ihn zu ersticken drohte. Da legte er beide Hände auf die Augen, als wollte er vor sich selbst die Schwäche verbergen, und begann zu weinen. Sie war fort, weil es kalt war. Er wäre nackt durch den Schnee gegangen, um sie zu treffen, gleichviel wo. Er würde sich von einem Dach gestürzt haben, nur um zu ihren Füßen zu liegen. Die Erinnerung an eine alte Geschichte kam ihm, aus der man ein Märchen gemacht; das Märchen „von den Liebenden auf dem Berge von Rouen“. Einem jungen Mädchen hatte ihr grau-

samer Vater verboten, den zu heiraten, den sie liebte, wenn sie nicht ihn selbst auf den Gipfel des steilen Berges trüge. Und sie trug ihn hinauf. Sie kroch auf Händen und Füßen und starb als sie oben war. Die Liebe ist also nur noch ein Märchen, das in Liedern erklingt oder in erlogenen Romanen erzählt wird.

Hatte die Geliebte ihm nicht selbst bei einem ihrer ersten Zusammentreffen, jenen Satz gesagt, den er nie wieder vergessen: „Die Männer von heute lieben die Frauen von heute nicht mehr so, daß sie krank vor Liebe werden. Glauben Sie mir, ich kenne sie beide.“

In ihm hatte sie sich getäuscht, aber nicht in sich selbst. Denn sie hatte noch hinzugefügt: „Jedenfalls möchte ich Ihnen das eine sagen, daß ich nicht fähig bin, wirklich heiß zu lieben, wen auch immer.“

Wen auch immer? War das gewiß? In ihn verliebte sie sich nicht, das wußte er jetzt bestimmt. Aber in einen anderen?

Ihn konnte sie nicht lieben. Warum?

Da kam ein Gefühl über ihn, als hätte er alles in seinem Leben verfehlt. Ein Gefühl, das ihn seit langer Zeit peinigte, sank über ihn und machte ihn ganz willenlos. Er hatte nichts gethan, nichts war ihm geglückt, er hatte nichts erreicht. Zu den Künsten fühlte er sich hingezogen, aber er fand in sich nicht den Mut, sich einer von ihnen wirklich ganz zu weihen, noch die ausdauernde Arbeitskraft, die nötig ist, um darin etwas zu leisten. Kein Erfolg hatte ihn erfreut,

keine große Leidenschaft für etwas Hohes hatte sein Leben veredelt und größer gemacht. Sein einziger energischer Versuch, der, ein Frauenherz sich zu erobern, war gescheitert wie alles andere. Er war eigentlich nichts als ein Entgleister.

Er weinte noch immer und drückte die Hand auf die Augen. Die Thränen glitten ihm die Wange herab, netzten den Bart, und er fühlte sie salzig auf den Lippen.

Ihre Bitterkeit steigerte noch sein Elend und seine Verzweiflung.

Als er den Kopf hob, sah er, daß es dunkel geworden war. Er konnte nur noch schnell nach Haus fahren und sich anziehen zum Diner bei ihr.

VII.

André Mariolle war der erste, der bei Frau Michèle von Burne erschien. Er setzte sich und betrachtete die Wände um sich herum, die Gegenstände, die Stoffe, die Nippes, die Möbel, die er liebte, weil sie ihr gehörten. Diese ganze gemütliche Wohnung, wo er sie kennen gelernt, gesehen und so oft wiedergesehen, wo er begonnen, sie zu lieben, wo er in sich diese Leidenschaft entdeckt, die er von Tag zu Tag wachsen sah bis zur Stunde des unnützen Sieges.

Wie ängstlich hatte er sie so oft in diesen koketten Räumen erwartet, die für sie gemacht waren, ein wundervoller Rahmen diesem erlesenen Wesen. Und wie er den Duft dieses Salons, dieser Stoffe kannte, einen leichten Resedageruch, vornehm und einfach! Dort hatte er gezittert in Erwartung, gezittert in Hoffnung, alle Leidenschaften der Seele durchlaufen und am Schluß alles Leid. Er drückte, wie die Hand eines Freundes, den man verläßt, die Lehne des großen Fauteuils, in dem er so oft mit ihr sich unterhalten, in dem er sie lächeln und sprechen gesehen. Er hätte gewollt, daß sie nicht kam, daß niemand kam, daß er allein blieb, die ganze Nacht träumend von seiner Liebe, wie man wacht bei einem Toten. Dann wäre er bei Tagesanbruch fortgegangen für lange Zeit, vielleicht für immer.

Die Thür des Zimmers öffnete sich. Sie trat ein und ging auf ihn zu mit ausgestreckten Händen. Er beherrschte sich, sich nichts merken zu lassen. Das war keine Frau, das war ein wunderbarer lebendiger Blumenstrauß.

Ein Kranz von Nelken legte sich um ihre Taille und zog sich bis zu den Füßen herab in einzelnen Ketten. Um die bloßen Arme und die Schultern lief eine Guirlande von Vergißmeinnicht und Schneeglöckchen, während drei stolze Orchideen aus ihrem Busen zu steigen schienen und das bleiche Fleisch der Brust mit ihren rosigen und roten unnatürlichen Blumenfarben streichelten. In ihren blonden Haaren glänzten Veilchen aus Emaille, in denen wieder ganz

kleine Diamanten blitzten. Andere Brillanten zitterten auf goldenen Nadeln und funkelten am Taillenausschnitt.

— Ich werde Migräne davon bekommen! sagte sie. Aber das schadet nichts, es steht mir so gut.

Sie duftete wie der Frühling in den Gärten. Sie war frischer, denn ihre Blumen. André betrachtete sie mit aufgerissenen Augen und meinte, es wäre ebenso barbarisch, sie jetzt in die Arme zu schließen, wie auf einem blühenden Blumenbeet herumzutreten. So war ihr Körper nur noch der Vorwand, um Schmuck anzubringen. Es war nicht mehr etwas, das man liebt. Sie sah Blumen ähnlich, Vögeln, allen möglichen Dingen mehr, als einer Frau. Ihre Mütter, alle die Damen vergangener Zeiten, hatten die Kunst der Koketterie benutzt, ihre Schönheit zu heben, aber zuerst wollten sie durch die Schönheit ihres Körpers verführen, durch die natürliche Gewalt ihres Liebreizes, durch die unwiderstehliche Anziehungskraft, den die weiblichen Formen auf den Mann ausüben. Heute war die Koketterie an sich alles. Künstlichkeit war das große Mittel geworden und auch das Ziel, denn sie gebrauchten sie mehr, um die Augen ihrer Rivalinnen zu kränken und zwecklos ihren Neid zu stacheln, als um Männer zu gewinnen.

Wem war nun also diese Toilette bestimmt? Dem Geliebten? Oder um die Fürstin Malten zu demütigen.

Die Thür öffnete sich, sie wurde gemeldet. Frau von Burne ging lebhaft auf sie zu; immer ihre

Orchideen dabei in Acht nehmend, küßte sie sie mit halb offenen Lippen voll Zärtlichkeit. Es war ein hübscher, netter Kuß, den beide Münder gaben und herzlich erwiderten.

Mariolle zitterte vor Erregung. Niemals war sie so, mit diesem hervorbrechenden Glücksgefühl, auf ihn zugegangen. Und er sagte sich mit plötzlicher Wut: diese Frauen sind für uns nicht mehr gemacht.

Massival erschien, hinter ihm Herr von Pradon, Graf Bernhaus, dann Georg von Maltry ganz englisch, chik.

Nur noch Lamarthe und Prédolé wurden erwartet. Man sprach von dem Bildhauer, und alle sangen sein Lob.

Er war der Wiedererwecker der Anmut. Er hatte die Tradition der Renaissance wiedergefunden und noch etwas dazu, den modernen Realismus. Nach Georg von Maltrys Ausspruch, war er der köstliche Enthüller menschlicher Biegsamkeit. Diese Phrasen gingen seit zwei Monaten durch alle Salons von Mund zu Mund und von Ohr zu Ohr.

Endlich erschien er. Man war erstaunt. Es war ein dicker Mann von nicht zu bestimmendem Alter, mit mächtigem Bauernnacken, einem breiten, scharf ausgearbeiteten Kopf mit grauem Haar und grauem Bart, einer starken Nase, aufgeworfenen Lippen, der etwas Verlegenes und Schüchternes hatte. Er hielt die Arme etwas weit vom Leib ab, ein wenig linkisch, wahrscheinlich infolge der Riesengröße seiner Hände, die aus den Ärmeln hervorsahen. Sie waren breit, dick, behaart,

mit muskulösen Fingern, die Hände eines Herkules oder eines Fleischers; sie schienen ungeschickt, langsam, als genierten sie sich da zu sein, ohne Möglichkeit sich zu verstecken.

Aber das Gesicht war durch ein paar klare, durchdringende, graue Augen von außergewöhnlicher Lebhaftigkeit erhellt; sie allein schienen in diesem schweren Mann zu leben. Sie forschten, blickten sich um, durchstöberten alles und warfen ihren kurzen beweglichen scharfen Blick überallhin. Man fühlte, daß eine große, lebhafte Intelligenz diese seltsamen Augen belebte.

Frau von Burne war etws enttäuscht. Sie bot ihm höflich einen Stuhl an, der Künstler setzte sich und blieb dann, wie es schien, verlegen, hierhergekommen zu sein, sitzen.

Lamarthe, der geschickte Einführer, wollte das Eis brechen und näherte sich seinem Freund:

— Mein Lieber, ich möchte Ihnen einmal zeigen, wo Sie eigentlich sind. Zuerst haben Sie unsere göttliche Wirtin gesehen, nun sehen Sie sich einmal an, was Sie umgiebt.

Er zeigte ihm auf dem Kamin eine authentische Büste von Houdon, dann, auf einem Boulesekretär zwei Frauen, die sich tanzend umschlungen hielten, von Clodion und endlich auf einer Etagère vier Tanagrafigürchen, die auserlesen schönsten.

Da klärte sich sofort Prédolés Gesicht auf, als ob er in der Wüste seine Kinder wiederfände. Er erhob sich, ging auf die vier kleinen antiken Figuren zu,

und als er zwei zugleich in seine gewaltigen Hände genommen, die gebildet schienen, um einen Ochsen totzuschlagen, bekam Frau von Burne Angst um sie. Aber sobald er sie berührt hatte, war es, als streichelte er sie, denn er drehte sie leicht mit wunderbarer Geschicklichkeit zwischen den Fingern, die beweglich geworden waren, wie die eines Jongleurs. Wenn man ihn so die Figuren betrachten und befühlen sah, merkte man, daß dieser dicke Mann in den Fingern und in der Seele eine wundersame, ideale, zarte Liebe hatte für alle kleinen eleganten Dinge.

— Sind sie hübsch? fragte Lamarthe.

Da rühmte sie der Bildhauer, als ob er ihnen Artigkeiten sagen wollte. Und mit ein paar Worten sprach er von den bedeutendsten, die er kannte, mit etwas verschleierter Stimme, aber ruhig und sicher, einer Stimme, die klar die Gedanken wiedergab und den Wert der Worte kannte.

Dann betrachtete er unter der Führung des Schriftstellers die anderen Kostbarkeiten, die Frau von Burne auf den Rat ihrer Freunde hier vereinigt. Er schätzte sie, erstaunt und freudig bewegt, daß er sie hier fand, nahm sie immer in die Hände, wendete sie nach allen Seiten, als wollte er sich mit ihnen in zärtliche Berührung bringen. In einer dunklen Ecke stand eine Bronzestatuette, schwer wie eine Kanonenkugel; mit einer Hand hob er sie auf, trug sie zur Lampe, betrachtete sie lange und setzte sie dann scheinbar ohne Anstrengung wieder an ihren Platz.

Lamarthe sagte:

— Er ist eben geboren, um mit Marmor und Stein zu hantieren.

Sympathisch sah man ihn an.

Der Diener meldete:

— Es ist angerichtet.

Die Frau des Hauses nahm des Bildhauers Arm, um ins Eßzimmer zu gehen, und nachdem sie ihn rechts von sich gesetzt, fragte sie ihn artig, als frage sie den Abkömmling eines großen Hauses nach dem Ursprung seiner Familie:

— Ihre Kunst hat doch auch das Verdienst, nicht wahr, daß sie die älteste ist von allen?

Er antwortete mit seiner ruhigen Stimme:

— Mein Gott, gnädige Frau, die Hirten in der Bibel bliesen die Flöte; die Musik wird also wohl noch älter sein, obgleich nach unserer Auffassung die wahre Musik nicht sehr alt ist. Aber die echte Bildhauerei ist sehr alt.

Sie fragte:

— Mögen Sie Musik?

Er antwortete mit ernster Überzeugung:

— Ich liebe jede Kunst.

Sie fragte wiederum:

— Weiß man, wer der erste Bildhauer war.

Er dachte nach, und dann sagte er mit weicher Stimme, als ob er eine kleine Liebesgeschichte erzählte:

— Nach hellenischer Tradition war es der Athener Dädalos. Aber die hübscheste Legende ist doch die, die einem Töpfer in Sicyon, Dibutades, die Erfindung zuschreibt. Seine Tochter Cora hatte den Schattenriß

ihres Verlobten an die Wand gezeichnet, der Vater füllte diese Silhouette mit Thon und modellierte sie: meine Kunst war geboren.

Lamarthe sagte:

— Reizend! — Dann, nach einem Stillschweigen, meinte er:

— Ach, Prédolé, wenn Sie nur reden wollen.

Dann wendete er sich an Frau von Burne:

— Sie ahnen gar nicht, gnädige Frau, wie der Mann interessant sein kann, wenn er von etwas spricht, das er liebt, wie ihm dann der Ausdruck zu Gebote steht, wie er Interesse und Liebe für seine Kunst erweckt.

Aber der Bildhauer schien nicht aufgelegt zu sein, hier zu posieren. Er hatte eine Ecke der Serviette in den Kragen gesteckt, um keine Flecken zu machen, aß mit Andacht seine Suppe, mit einer Art Respekt, wie ihn die Bauern davor haben.

Dann trank er ein Glas Wein und richtete sich auf. Er schien sich etwas wohler zu fühlen und begann, sich einzuleben.

Ab und zu versuchte er, sich umzuwenden, denn er sah im Spiegel eine ganz moderne Gruppe Plastik, die hinter ihm auf dem Kamin stand. Er kannte sie nicht und suchte den Meister zu erraten. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten und fragte:

— Nicht wahr, das ist von Falguière?

Frau von Burne lächelte:

— Ja, es ist von Falguière. Wie haben Sie das nur im Spiegel entdecken können?

Nun lächelte er:

— O, gnädige Frau, ich erkenne, ich weiß nicht wie, auf den ersten Blick sofort, ob einer neben dem Bildhauer auch Maler ist oder neben dem Maler auch Bildhauer. Es sieht ganz anders aus, wie von jemandem, der nur einer Kunst dient.

Lamarthe wollte seinen Freund ins rechte Licht setzen und wünschte eine nähere Erklärung zu hören. Prédolé ging darauf ein.

Er setzte auseinander, erzählte und charakterisierte die Malerei der Bildhauer und die Bildhauerei der Maler so klar, originell und eigenartig, mit seinen langsamen und treffenden Worten, daß die Blicke ebenso auf ihm ruhten, wie die Ohren ihm lauschten. Er sprach die ganze Geschichte der Kunst durch, nannte Beispiele von Epoche zu Epoche, ging bis zu den ersten italienischen Meistern, die Maler und Bildhauer zugleich gewesen. Niccola und Giovanni von Pisano, Donatello, Lorenzo Ghiberti. Er wußte seltsame Aussprüche von Diderot über denselben Gegenstand, und zum Schluß nannte er Ghibertis Portal des Baptisteriums von St. Johannes in Florenz, dessen lebhafte und dramatisch gehaltene Reliefs eher aussähen wie Gemälde.

Mit seinen schweren Händen, die er vor sich herbewegte, als ob er Thon darin hielte und die jetzt leicht und schmiegsam wurden, daß es das Auge entzückte, half er seinen Worten so nach, daß man neugierig der Bewegung seiner Finger folgte, die über den Gläsern und Tellern alle Bilder nachzeichneten, von denen sein Mund sprach.

Als dann ein Gericht kam, das er gern mochte, schwieg er und aß.

Bis zum Ende des Diners sprach er nicht mehr viel, indem er kaum der Unterhaltung folgte, die von einem Theatergeschwätz zur Politik überging, von einem Ball zu einer Hochzeit, von einem Artikel der Revue des Deux-Mondes zum eben eröffneten Concours hippique. Er aß sehr viel, trank den Wein ungemischt, ohne daß er ihn weiter anzufechten schien, denn er hatte einen klaren gesunden, schwer zu beirrenden Verstand, dem ein guter Tropfen kaum etwas anthat.

Als sie in den Salon zurückgekehrt waren, zog Lamarthe, der von dem Bildhauer nicht ganz das herausgeholt hatte, was die anderen erwarteten, ihn zu einem Glasschrank, um ihm ein in der Kunstwelt bekanntes silbernes Tintenfaß zu zeigen von Benvenuto Cellini.

Eine Art Trunkenheit kam über den Bildhauer. Er betrachtete es, wie man in das Antlitz einer Geliebten sieht. Und ganz gepackt von dem Gegenstand, äußerte er über Cellinis Lebenswerk Gedanken ebenso zart und fein, wie die Kunst des göttlichen Bildners. Als er dann merkte, daß man ihm zuhörte, ging er mehr auf seinen Gegenstand ein, setzte sich in einen großen Fauteuil, indem er unausgesetzt diese Kostbarkeit, die man ihm eben gezeigt, in der Hand hielt und betrachtete. Er gab seine Eindrücke wieder über alle Gipfelpunkte der Kunst, die er kannte, zeigte seine Empfänglichkeit dafür und machte den seltsamen Zauber ganz klar, den Formenreiz durch die Augen in seine

Seele zaubert. Zehn Jahre lang war er durch die Welt gereist, hatte nur Marmor, Stein, Bronze, geschnitztes Holz gesehen, lauter Werke von Meisterhänden, oder Gold, Silber, Elfenbein, Kupfer, die alle die Zauberfinger der Künstler in Meisterwerke verwandelt.

Und er war ganz Bildhauer, wenn er sprach, plastisch und entzückend modelliert durch die Treffsicherheit seiner Worte standen seine Gedanken da.

Die Herren, die um ihn herumstanden, hörten ihm mit außergewöhnlichem Interesse zu, während die beiden Damen, die am Kamin saßen, sich etwas zu langweilen schienen und mit leiser Stimme sprachen, indem sie doch etwas niedergeschlagen waren, daß man den einfachen Umrissen der Gegenstände solchen Geschmack abgewinnen konnte.

Als Prédolé schwieg, drückte ihm Lamarthe, der ganz begeistert war, die Hand und sagte freundschaftlich, ergriffen von der Gemeinsamkeit ihrer Empfindungen:

— Ich möchte Ihnen wirklich einen Kuß geben. Sie sind der einzige Künstler, der einzige große Mann von heute, der wirklich Leidenschaft besitzt. Der einzige, der wirklich das liebt, was er schafft, der sein Glück darin findet, der nie von seiner Kunst ermüdet oder angewidert wird. Sie pflegen die ewige Kunst in der reinsten, einfachsten, größesten Art. Sie finden das Schöne im Schwung einer Linie und an etwas anderes denken Sie dabei nicht. Ich leere mein Glas Schnaps auf Ihre Gesundheit.

Dann ward die Unterhaltung allgemein, aber

etwas gedehnt, noch im Bann der Gedanken, die eben in diesem hübschen, mit Kostbarkeiten vollgestellten Raum erklungen waren.

Prédolé ging zeitig fort, indem er sagte, er säße jeden Morgen bei Tagesanbruch an der Arbeit.

Als er gegangen war, fragte Lamarthe begeistert Frau von Burne:

— Nun, wie gefällt er Ihnen denn?

Sie antwortete zögernd, etwas unzufrieden und wenig begeistert:

— Ganz interessant, aber etwas schwatzhaft.

Der Schriftsteller lächelte und dachte: Na, er hat eben Ihre Toilette nicht bewundert, und Sie sind die einzige Kostbarkeit hier, die er kaum angeguckt hat. Dann nach einigen liebenswürdigen Redensarten setzte er sich zur Fürstin Malten und machte ihr den Hof. Graf Bernhaus näherte sich der Frau des Hauses, rückte einen kleinen Sessel heran, der so niedrig war, daß er ihr zu Füßen zu sitzen schien. Massival, Mariolle, Maltry und Herr von Pradon unterhielten sich weiter über den Bildhauer, der ihnen einen starken Eindruck gemacht hatte. Herr von Maltry verglich ihn mit den alten Meistern, deren ganzes Leben verschönt nnd erhellt ward durch die einzige zehrende Liebe zu allem, was schön auf dieser Welt. Darüber philosohpierte er ein wenig mit feinen, richtigen, etwas ermüdenden Worten.

Massival hatte genug von einer Kunst gehört, die nicht die seine war, näherte sich der Fürstin und setzte sich zu Lamarthe, der ihm bald seinen Platz überließ, um wieder zu den Herren zurückzukehren.

— Wollen wir gehen? sagte er zu Mariolle.

— Gern.

Der Schriftsteller liebte es, nachts, wenn er jemand heimbrachte, sich zu unterhalten. Seine scharfe, etwas grelle Stimme schien an den Häusern hängen zu bleiben und die Wände in die Höhe zu laufen. Er wußte, daß er beredt war, geistreich, bei diesen nächtlichen Spaziergängen, bei denen er mehr Monologe sprach, als daß er sich unterhielt. Es war ein Erfolg vor sich selbst, und das genügte ihm, und nach dieser leichten Müdigkeit der Lungen und der Beine konnte er gut schlafen.

Mariolle war am Ende seiner Kräfte. All sein Elend, all sein Unglück, all sein Kummer, all seine unheilbare Niedergeschlagenheit kochten in seinem Herzen, seitdem er ihre Schwelle überschritten.

Er konnte nicht mehr, er wollte nicht mehr. Er wollte fort uud nicht wiederkommen.

Als er Frau von Burne verließ, sagte sie ihm etwas zerstreut Lebewohl.

Die beiden Männer waren allein auf der Straße. Der Wind war umgesprungen, und die Kälte, die am Tag noch geherrscht, hatte nachgelassen. Es war warm und mild wie zwei Stunden nach einem Frühlingsgewitter. Am Himmel zitterten die Sterne, als ob durch den endlosen Raum ein Sommerhauch gestrichen sei und sie neu entzündet hätte.

Die Bürgersteige waren wieder grau und trocken geworden, während noch beim Schein der Gasflammen auf dem Fahrdamm die Nässe glänzte.

Lamarthe sagte:

— Gott, was ist das für ein glücklicher Mann, dieser Prédolé! Er liebt nur eins auf dieser Welt, seine Kunst. Er denkt nur daran, lebt nur dafür, und das erfüllt, versöhnt und erheitert sein Leben, macht es glücklich und ruhig. Er ist wirklich ein großer Künstler des alten Schlages. Er kümmert sich nicht weiter um die Frauen, um unsere Weiber mit Flitterkram, Spitzen und Launen. Haben Sie gemerkt, wie wenig er unsere beiden Schönheiten beachtet hat, die doch sehr verführerisch waren. Er braucht reine Plastik, keine verkünstelte. Und unsere göttliche Gastgeberin hat gemeint, daß er ein unerträgliches Kamel wäre. Für sie ist eine Büste von Houdon, Tanagrafiguren oder ein Tintenfaß von Benvenuto Cellini nur der kleine Schmuck, der natürliche Rahmen für ein Meisterwerk: sie, sie und ihr Kleid, denn ihr Kleid gehört zu ihr. Das ist die neue Stimmung, mit der sie täglich ihre Schönheit auffrischt. Gott, wie ist so eine Frau unbedeutend und selbstgefällig.

Er blieb stehen, stieß den Stock auf das Pflaster, und der kurze, scharfe Laut hallte einen Augenblick in der Straße. Dann fuhr er fort:

— Sie kennen, finden und kosten alles, was ihren Wert erhebt: die Toiletten und den Schmuck, die alle zehn Jahre in der Mode wechseln, aber sie haben keine Ahnung von dem, was wirklich selten, köstlich ist und bleibend, was eine große, künstlerische Hingebung verlangt, ein Studium ohne Selbstsucht. Übrigens sind ihre Sinne zu wenig ausgebildet. Sie

sind zu weiblich, können nichts verstehen, das nicht mit dem weiblichen Götzendienst zusammenhängt, der alles in ihnen schluckt. Ihre Feinheit hat etwas Wildes, Indianisches, Kriegerisches. Sie sind sogar fast nicht imstande, materielle Freuden niederer Art zu würdigen, die eine physische Erziehung oder verfeinerte Ausbildung eines Organs erfordern. Zum Beispiel Feinschmeckerei. Und wenn sie wirklich ausnahmsweise einmal eine gute Küche zu schätzen wissen, so werden sie nie dahin kommen, einen feinen Wein zu erkennen. Der spricht nur mit dem Gaumen der Männer. Denn der Wein spricht.

Wieder stieß er den Stock auf das Pflaster, daß es das letzte Wort abschnitt und einen Punkt hinter seine Gedanken setzte.

Dann fuhr er fort:

— Übrigens muß man nicht so viel von ihnen verlangen. Aber dieser Mangel an Geschmack und Verständnis, der ihnen anhaftet, wenn es sich um etwas Höheres handelt, macht sie oft noch viel wilder, wenn es sich um uns handelt. Um sie zu fangen, brauchen wir gar keine Seele, kein Herz, keinen Verstand, keine besonderen Eigenschaften und Verdienste wie früher, wo man für einen Mann schwärmte wegen seines Wertes oder seines Mutes. Die Frauen von heute sind Schauspielerinnen, Schauspielerinnen in der Liebe. Und sie brauchen Mimen, um ihnen zu entsprechen, Mimen, die ihre Rolle ebenso gut herunterlügen wie sie. Unter Mimen verstehe ich die Gesellschaftsfatzkes oder sonstige.

Schweigend gingen sie ein paar Augenblicke nebeneinander her. Mariolle hatte ihm aufmerksam zugehört. Im Innern wiederholte er seine Worte, und in seinem Schmerz stimmte er ihnen vollkommen bei. Übrigens wußte er, daß ein italienischer Abenteurer, der nach Paris gekommen war, um sich im Fechten zu produzieren, Prinz Epiati, eine Art Fechtbodenedelmann, von dem man überall sprach und dessen Eleganz und geschickte Kraft man in der großen Gesellschaft und in der feinen Cocottenwelt, wenn er in schwarzem Seidentrikot auftrat, begeistert pries, gerade jetzt die ganze Koketterie und Aufmerksamkeit der kleinen Baronin Frémines erregt hatte. Als Lamarthe weiter schwieg, sagte er:

— Aber wir sind daran schuld. Wir treffen eine falsche Wahl. Es giebt auch noch andere Frauen wie diese.

Der Schriftsteller antwortete:

— Die einzigen, die heute noch einer Neigung fähig sind, sind die Ladenmädchen oder die kleinen sentimentalen Bürgerfrauen, wenn sie arm und unglücklich verheiratet sind. Ich habe öfters solche betrübten Seelen getröstet. Sie fließen über von Gefühl, aber einem so alltäglichen Gefühl, daß das unsrige dagegen wie ein Almosen wirkt. Übrigens glaube ich, daß in unserer jungen, reichen Gesellschaft, in der die Frauen nichts ersehnen und nichts entbehren und keinen anderen Wunsch haben, als ein wenig unterhalten zu werden, aber ungefährlich, in der die Männer das Vergnügen wie ihre Arbeiten

zu gewissen Stunden abmachen, daß in dieser Gesellschaft die einstige wunderbare köstliche Anziehungskraft der Geschlechter zu einander ganz verschwunden ist.

Mariolle sagte leise!

— Das ist wahr!

Und seine Sehnsucht, zu entfliehen, wuchs. Weit fort zu fliehen von diesen Menschen, von diesen Puppen, die, weil sie nichts zu thun hatten, die schönen, zärtlichen Leidenschaften von einst mimten und von ihrer verlorenen Köstlichkeit nichts mehr sahen.

— Gute Nacht! sagte er. Ich will zu Bett gehen.

Er kehrte heim, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb:

„Leben Sie wohl, gnädige Frau. Erinnern Sie sich noch meines ersten Briefes? Damals sagte ich Ihnen auch Lebewohl. Aber ich ging nicht fort. Wie thöricht von mir! Wenn Sie diese Zeilen empfangen, habe ich Paris verlassen. Muß ich Ihnen erst erklären, warum? Männer wie ich sollten niemals Frauen wie Sie begegnen. Wenn ich ein Künstler wäre und wenn ich meine Gefühle ausdrücken könnte, so daß ich mich dadurch von ihnen befreite, so würde die Begegnung mit Ihnen vielleicht mir Talent gegeben haben. Aber ich bin nur ein armer Kerl, dem seine Liebe zu Ihnen ein furchtbares, unstillbares Leid gebracht hat. Als ich Sie zuerst sah, hätte ich es nicht für möglich gehalten, daß ich so empfinden und so leiden könnte. Eine andere an Ihrer Stelle hätte mein Herz köstlich aufleben lassen, aber Sie haben nur verstanden, es zu quälen. Sie können nichts dafür, — ich weiß

es. Ich mache Ihnen auch keinen Vorwurf, und ich bin Ihnen nicht böse. Ich habe nicht einmal das Recht, Ihnen diese Zeilen zu schreiben. Vergeben Sie mir. Sie sind einmal so, daß Sie nicht fühlen können, was ich fühle, daß Sie nicht einmal erraten können, was in mir vorgeht, wenn ich in Ihr Zimmer trete, wenn Sie mit mir sprechen und wenn ich Sie anblicke. Ja, Sie wollen mir ein ruhiges, stilles, vernünftiges Glück bieten, und ich sollte Ihnen mein Lebelang auf den Knieen dafür danken. Aber ich will es nicht. Oh, es ist eine furchtbare, quälende Liebe, die unausgesetzt um ein Almosen bettelt, das Almosen eines warmen Wortes, einer Zärtlichkeit und die es nie bekommt. Mein Herz ist leer, wie der Magen eines Bettlers, der lange mit ausgestreckter Hand hinter Ihnen herlief. Sie haben ihm schöne Dinge zugeworfen, aber kein Brot. Brot verlange ich — Liebe wollte ich haben. Ich gehe, unglücklich, arm. Arm gemacht durch Ihre Zärtlichkeit, von der ein paar Brocken mich gerettet hätten. Nichts bleibt mir auf der Welt, als die schmerzliche Erinnerung in mir, die ich überwinden muß. Und ich will versuchen es zu thun.

Leben Sie wohl, gnädige Frau. Verzeihen Sie. Dank. Verzeihen Sie.... Heute abend noch liebe ich Sie aus tiefster Seele. Leben Sie wohl, gnädige Frau.

André Mariolle."

Dritter Teil

I

Ein köstlicher Morgen leuchtete über der Stadt. Mariolle stieg in den Wagen, der vor seiner Thür wartete mit der Reisetasche und zwei Koffern auf dem Verdeck. Noch in der Nacht hatte der Diener Wäsche und die notwendigsten Gegenstände für eine längere Abwesenheit eingepackt. Und André fuhr jetzt davon, nachdem er als provisorische Adresse hinterlassen: Fontainebleau, postlagernd. Er nahm niemand mit. Kein Gesicht sollte ihn an Paris erinnern, keine Stimme wollte er hören, die er schon einmal hier vernommen.

Er rief dem Kutscher zu: „Lyoner Bahnhof." Die Droschke setzte sich in Bewegung. Da dachte er an die andere Abreise zum Mont Saint-Michel im vergangenen Frühjahr vor dreiviertel Jahren. Und dann, um alles zu vergessen, blickte er auf die Straße hinaus. Der Wagen bog in die Avenue des Champs-Elysées ein, die ganz übergossen war von der Frühlingssonne. Die grünen Blätter, die schon die Wärme der vergangenen Wochen hervorgelockt und in ihrem

Wachstum durch die beiden letzten kalten Hageltage kaum zurückgehalten schienen, öffneten sich an diesem strahlenden Morgen, den Geruch von frischem Grün und jungen Keimen verbreitend.

Es war einer jener Frühlingsmorgen, wo man fühlt, daß in den öffentlichen Gärten und längs der Straßen die runden Kastanienbäume in einem einzigen Tag in ganz Paris in Blüte stehen werden, als würden lauter Kerzen angezündet.

Er dachte, während der Wagen ihn rüttelte: „Nun kommt endlich Ruhe. Jetzt werde ich im stillen, noch einsamen Wald den Frühling kommen sehen."

Die Fahrt schien ihm lang. Nach den paar Stunden, die er im Kampf mit sich selbst zugebracht hatte, fühlte er sich vollkommen zerbrochen, als ob er zehn Nächte bei einem Sterbenden gewacht. Als er in die Stadt Fontainebleau kam, ging er zu einem Notar, um sich zu erkundigen, ob es nicht irgendwo im Wald eine Villa zu mieten gäbe. Man nannte ihm ein paar. Das Haus, dessen Photographie ihm am besten gefiel, war eben von einem jungen Ehepaar verlassen worden, das beinah den ganzen Winter im Dorf Montigny sur Loing zugebracht hatte. Der Notar, ein ernster Mann, lächelte, denn er glaubte irgend einen Liebeshandel dahinter zu wittern, und fragte:

— Sind Sie's allein?

— Ich allein.

— Sogar ohne Dienerschaft?

— Ohne Dienerschaft. Ich habe meine Leute in Paris gelassen. Ich wollte jemand aus der Gegend

nehmen. Ich bin hierhergekommen, um in absoluter Stille arbeiten zu können.

— O, still wird es zu dieser Jahrezeit schon sein.

Ein paar Minuten darauf brachte ein offener Wagen Mariolle mit seinem Gepäck nach Montigny.

Der Wald war erwacht. Zu Füßen der großen Bäume, deren Kronen sich mit leisem Grün überzogen, waren die Büsche schon stärker entwickelt. Die frühen Birken mit ihren silberglänzenden Stämmen schienen allein schon das Sommerkleid zu tragen, während die Rieseneichen nur an den äußersten Spitzen ihrer Äste leise zitternde grüne Flecken zeigten. Die Buchen, die schneller ihre spitzigen Blattknospen öffnen wollten, schüttelten das letzte welke Laub des vergangenen Jahres ab.

Längs der Straße stand das frisch ersprossene Gras, auf das noch nicht die undurchdringlichen Baumwipfel ihren Schatten warfen, dicht, leuchtend, glänzend wie lackiert. Und jener Geruch von treibenden Keimen, den Mariolle schon in der Avenue des Champs-Elysées gespürt, umgab ihn jetzt, labte ihn beim ersten Schein der Sonne wie in einem großen Bade von jungem keimendem Leben. Er sog ihn, wie ein entlassener Sträfling, mit tiefen Lungen ein, mit dem Gefühl eines Menschen, dessen Ketten eben gebrochen sind. Und behaglich legte er beide Arme auf die Wagenlehnen, und ließ die Hände zum Wagen heraushängen.

Ach, war das schön, diese freie, reine Luft zu atmen.

Aber wie lange mußte er sie trinken, einsaugen, lange, lange Zeit, diese belebende Luft, bis sie ihn ganz erfüllte und so ein wenig fortwehte von seinem Leid, bis durch seine Lungen der frische Hauch strich und die noch offene Wunde seines Herzens kühlte.

Er fuhr durch Marlotte, wo der Kutscher ihm das Hotel Corot zeigte, das eben eröffnet worden und dessen Originalität man rühmte. Dann ging es auf einer Landstraße weiter, links den Wald und rechts eine große Ebene mit vereinzelten Baumgruppen, im Horizont begrenzt von einer Hügelkette. Endlich bogen sie in eine lange Dorfstraße ein, eine weiße, augenblendende, zwischen zwei unendlichen Reihen von kleinen, ziegelgedeckten Häusern. Hier und da beugte sich ein gewaltiger Fliederstrauch über eine Mauer.

Diese Straße folgte einem schmalen Thälchen, das bis zu einem Bächelchen hinunterlief. Als Mariolle es sah, war er glückselig. Es war ein kleiner, schmaler, lebhaft fließender, gurgelnder Fluß, der an dem einen Ufer den Fuß der Häuser und der Gartenmauern bespülte, während das andere von Wiesen begrenzt war, auf denen kaum belaubte Bäume standen.

Mariolle entdeckte sofort das bezeichnete Haus und fand es reizend. Es war ein altes Haus, das ein Maler hergerichtet, der fünf Jahre dort gewohnt hatte, dann fortgezogen war und es nun vermietete. Es stand ganz dicht am Wasser, von dem es nur ein hübscher kleiner Garten trennte, an dessen Ende eine kleine, lindenbepflanzte Terrasse sich erhob. Der Loing fiel etwa einen Fuß hoch oder zwei über ein Wehr, und

floß dann längs der Terrasse in Wirbeln hin. Auf der Vorderseite hatte man von den Fenstern den Blick über die jenseitigen Wiesen.

Hier werde ich gesunden! dachte Mariolle. — Alles war schon beim Notar beredet für den Fall, daß ihm das Haus gefallen würde. Der Kutscher überbrachte den Bescheid.

Jetzt mußte er sich etwas mit der Einrichtung beschäftigen. Das ging schnell, denn der Magistrats-Sekretär hatte ihm zwei Frauen gestellt, die eine zum Kochen, die andere zum Aufräumen und für die Wäsche.

Unten lag ein Wohnzimmer, das Eßzimmer, die Küche und zwei kleine Räume; im ersten Stock ein schönes Schlafzimmer und ein großes Kabinett, das der Maler, der das Haus besessen, als Atelier benutzt hatte. Alles war mit Liebe hergerichtet, wie man es thut, wenn man gern in einer Gegend und in einem Haus weilt. Jetzt war es ein wenig heruntergewohnt und in Unordnung und sah verlassen aus wie eben eine Behausung, der der Herr fehlt.

Aber man fühlte, daß das kleine Haus bewohnt gewesen war. Ein unbestimmter Duft von Eisenkraut erfüllte es noch. Und Mariolle dachte: „Eisenkraut, ein einfaches Parfum. Die Frau, die vor mir hier geweilt, kann nicht elegant gewesen sein. Glückseliger Mann!“

Der Abend kam heran. Alle die Vorbereitungen hatten den Tag ausgefüllt. Er setzte sich ans offene Fenster und sog die frische, süße Feuchtigkeit der nassen

Blätter ein, und blickte zur untergehenden Sonne, die große Schatten auf die Wiese warf.

Die beiden Frauen schwatzten, während sie das Essen vorbereiteten, und dumpf klang ihre bäuerische Aussprache von der Treppe herauf, während durch die Fenster das Muh der Kühe drang, Hundegebell und Stimmen von Männern, die über den Fluß herüber, während sie ihre Tiere nach Hause trieben, sich miteinander unterhielten.

Hier war es wirklich ruhig und beruhigend.

Mariolle fragte sich zum tausendsten Male seit heute früh: Was mag sie wohl gedacht haben, als sie meinen Brief empfing und was wird sie jetzt wohl thun?

Dann sagte er sich: Und was thut sie jetzt wohl in diesem Augenblick?

Er sah nach der Uhr. Halb sieben. Jetzt ist sie heimgekehrt und empfängt.

Er sah den Salon der jungen Frau vor sich, wie sie mit der Fürstin Malten, der Baronin Fremines, Massival und Graf Bernhaus sich unterhielt.

Plötzlich erzitterte er vor einer Art Wut. Er hätte dort sein mögen. Es war gerade die Zeit, wo er fast täglich zu ihr kam. Und er fühlte sich unbehaglich. Kein Bedauern, denn sein Wille war fest, aber eine Art körperliches Leid wie das eines Kranken, dem man die Morphiumeinspritzung in dem Augenblick, wo er sie gewöhnlich bekommt, versagt.

Er sah die Wiesen nicht mehr, nicht mehr die Sonne niedersteigen hinter den Hügeln am Horizont.

Nur sie erblickte er, von Freunden umgeben, von all den gesellschaftlichen Nichtigkeiten erfüllt, die sie ihm entzogen. Ich will nicht mehr daran denken, sagte er sich.

Er stand auf, ging in den Garten hinunter bis zur Terrasse. Der frische Hauch des Wassers, das sprudelnd über das Wehr fiel, stieg in Nebeln vom Flüßchen. Und dies Gefühl der Kälte, das sein schon so trauriges Herz noch eisiger machte, brachte ihn dazu, daß er umkehrte. Der Tisch war im Eßzimmer schon gedeckt. Er aß schnell. Dann, da er nichts zu thun hatte, und in Körper und Seele dieses Unbehagen, das ihn vorher schon gepackt, noch wachsen fühlte, ging er zu Bett und schloß die Augen um zu schlafen. Es war vergebens. In Gedanken sah er immer diese Frau vor sich. Er litt. Er konnte sie nicht aus der Seele bannen.

Wem gehörte sie jetzt? Wahrscheinlich Graf Bernhaus.

Das war eigentlich der Mann, den diese ewig gehetzte Frau brauchte. Ein Gesellschaftsmensch, elegant und gefeiert. Er gefiel ihr, denn um ihn zu gewinnen, hatte sie alle Minen springen lassen, obgleich sie die Geliebte eines anderen war.

Aber bei diesen Erinnerungen, die an seiner Seele fraßen, wurde er doch müde, und seine Gedanken irrten halb im Schlafe davon. Und immer erschienen ihm die beiden, dieser Mann und sie. Ein wirklicher Schlaf kam nicht. Die ganze Nacht sah er sie um sich herum irren. Sie quälten und erregten ihn, ver-

schwanden, als wollten sie ihm erlauben, endlich einzuschlafen. Aber sobald er sie vergessen, kamen sie wieder und weckten ihn durch einen Krampf von Eifersucht im Herzen.

Sobald es Tag ward, stand er auf, ging mit einem Stock in der Hand in den Wald, einem kräftigen Stecken, den der letzte Besitzer hatte stehen lassen.

Die Sonne schien durch die noch fast unbelaubten Gipfel der Eichen auf den hier und da mit Gras bedeckten Boden, auf dem an anderen Stellen welkes Laub lag; gelbe Schmetterlinge gaukelten längs des Weges hin wie kleine, zitternde Flammen.

Eine Höhe, beinah ein kleiner Berg mit Nadelholz bestanden, erschien rechts. Mariolle stieg ihn langsam hinauf. Am Gipfel angelangt, setzte er sich auf einen großen Stein, denn er war schon außer Atem. Seine Beine, die vor Schwäche fast zusammenbrachen, trugen ihn nicht mehr. Sein Herz schlug, sein ganzer Körper schien durch etwas Unverständliches wie gebrochen und zerschlagen.

Das kam nicht von der Müdigkeit. Er wußte es sehr wohl. Es kam von ihr, von jener auf ihm wie ein unerträgliches Gewicht lastenden Liebe. Und er flüsterte: Ach Gott, Gott! Warum läßt sie mich nicht los? Ich, der ich im Leben immer nur das gesucht, was keine Schmerzen macht.

Seine übererregte Aufmerksamkeit, die vor dem Weh zitterte, das vielleicht so schwer zu überwinden war, blieb an ihm selbst haften. Er durchspähte seine Seele, sein innerstes Wesen, suchte sich besser kennen

zu lernen, besser zu verstehen und mit eigenen Augen den Grund dieser unerklärlichen Krisis zu durchforschen.

Er sagte sich: Ich habe nie eine ernste Leidenschaft gehabt, ich bin nicht exaltiert, ich bin nicht leidenschaftlich angelegt, mein Verstand ist stärker als mein Herz. Ich habe weniger sinnliche Begierde, als den Hang nach Neuem, mehr Phantasie, als Beharrlichkeit. Eigentlich bin ich nur ein feiner, kluger und schwierig zu befriedigender Genußmensch. Ich habe die Dinge des Lebens gern gehabt, ohne mich ihnen zu sehr hinzugeben, habe mehr als Kenner genippt, denn als Genießer mich berauscht, viel zu sehr alles begriffen, als daß ich je hätte den Verstand verlieren können. Ich überlege alles, und für gewöhnlich setze ich mich zu genau mit meinem Geschmack auseinander, als daß ich ihm blindlings folgte. Das ist sogar mein größter Fehler und der Hauptgrund meiner Schwäche. Und nun kommt diese Frau und setzt sich, ohne daß ich es will, in mir fest, trotz meiner Furcht und obgleich ich sie kenne. Und sie nimmt mich ein, als ob sie nacheinander jedes einzelne meiner Gefühle von mir hinweggenommen hätte. Daran liegt es vielleicht. Ich verzettelte meine Empfindungen an unbelebte Dinge, an die Natur, die mich packt und ergreift, an die Musik, die eine Art geistiger Liebkosung ist, an den Gedanken, der der Leckerbissen des Geistes ist, an alles, was angenehm und schön ist auf der Erde.

Da bin ich diesem Menschenkinde begegnet, das die allgemeinen etwas unbestimmten, wechselnden Wünsche zusammengefaßt hat, sie auf sich zog und in

Liebe verwandelte. Elegant und hübsch, hat sie meinen Augen gefallen, fein, intelligent, klug, gefiel sie meiner Seele. Und durch einen seltsamen Magnetismus, durch eine geheime, unwiderstehliche Macht, die von ihrer Person ausgeht, die mich gefangen hat, wie der Duft mancher Blume berauscht, bezauberte sie mein Herz.

Sie hat alles in mir eingenommen. Ich will nichts mehr, ich bedarf nichts mehr, ich wünsche, beneide nichts und kümmere mich um nichts mehr.

Wie mich früher dieser aufblühende Wald gepackt hätte! Heute sehe ich ihn garnicht richtig, spüre nicht seinen Duft. Es ist, als wäre ich nicht hier. Ich bin immer in Gedanken bei dieser Frau, die ich doch nicht mehr lieben will.

Ich muß meine Träume durch Müdigkeit bannen, sonst werde ich nie wieder gesund.

Er stand auf, kletterte den felsigen Abhang hinunter und ging mit langen Schritten weiter. Aber die Erinnerung lastete auf ihm, als trüge er sie mit sich.

Er ging immer schneller. Ab und zu brachte ihm der Anblick der durch das Blättermeer schimmernden Sonne oder der frische Waldduft, der ihm entgegenblies, kurze Erleichterung, wie ein Vorgefühl von ganz fernem, fernem Troste.

Plötzlich blieb er stehen. Ich gehe nicht mehr spazieren, ich fliehe ja, sagte er sich. In der That, er floh davon vor sich selbst, er wußte nicht wohin. Er floh, verfolgt von der Qual dieser toten Liebe.

Dann ging er ruhiger weiter. Der Wald nahm ein anderes Aussehen an, wurde dichter und schattiger,

denn er trat in den wärmer gelegenen Teil, in wundervollen Buchenbestand. Kein Hauch des Winters blieb hier mehr. Es war wundersamer Frühling, als wäre er erst in der Nacht gekommen, so frisch und jung.

Mariolle ging unter den gewaltigen Bäumen, die immer größer wurden, hin. Lange Zeit. Eine Stunde, zwei Stunden, zwischen den Zweigen, durch das ungeheuere, von frischen Spitzen fettig glänzende, wie lackierte Blättermeer. Die Kronen der Bäume verbargen den Himmel, hohe gerade oder schräge Säulen trugen sie, ab und zu weiß, ab und zu dunkel, wo schwarzes Moos an der Rinde wuchs. Sie stiegen eine hinter der anderen in den Himmel, hoch über das junge Holz und die Büsche zu ihren Füßen, sie mit dichtem Wolkendach überschattend, durch das nur ab und zu die Sonne brach. Der Lichtregen lief über das weite Blättermeer hin, das nicht mehr einem Walde glich, sondern leuchtenden Wolken.

Mariolle blieb stehen. Er fühlte sich unendlich gepackt. Wo war er? Im Wald oder auf dem Meeresgrund, einem Meer von Blättern, von Licht umgeben, einem Ozean von grüner Helle.

Er fühlte sich wohler, ruhiger, als hätte er etwas vergessen. Und er legte sich auf dem roten Teppich von welkem Laub nieder, den diese Bäume erst dann niederflattern lassen, wenn sie sich mit neuer Decke überkleiden.

Er genoß die Berührung mit der frischen Erde, die reine Milde der Luft. Und bald kam ihm das Gefühl, zuerst unbestimmt, dann immer bestimmter, in dieser

wundervollen Gegend nicht allein zu sein. Und er sagte sich: Ach, wenn sie doch hier bei mir wäre.

Er sah plötzlich den Mont Saint-Michel wieder vor sich und erinnerte sich, wie anders sie dort gewesen war als in Paris, bei diesem Erwachen der Leidenschaft, beim Wind von der See, angesichts der gelben Dünen. Und er dachte daran, daß sie nur an diesem Tag ihn etwas geliebt, nur ein paar Stunden. Gewiß, auf der Landstraße, von der das Wasser zurückfloh, im Kloster, wo sie nur seinen Vornamen: „André" genannt, schien sie zu sagen: Ich bin Dein. Und auf dem Weg der Tollen dort oben, wo er beinah mit ihr frei durch die Luft gegangen war, hatte sie für ihn eine Art Leidenschaft gehabt, die nie wiedergekehrt, seit ihr koketter Fuß wieder das Pariser Pflaster betreten.

Aber hier, mit ihm, in diesem grünen Blätterbad, in dieser neuen Flut von jungen Keimen, würde da nicht vielleicht die flüchtige süße Bewegung wie an der normannischen Küste leise wieder zurückkehren in ihr Herz?

Auf dem Rücken blieb er liegen in seinen quälenden Gedanken und blickte in die sonnigen Wipfel der Bäume hinauf. Allmählich schloß er die Augen. Er ward müde in der großen Stille des Waldes. Endlich schlief er ein. Als er aufwachte, merkte er, daß es über zwei Uhr nachmittags war.

Er stand auf. Er fühlte sich etwas weniger traurig, etwas weniger krank und setzte seinen Weg fort. Endlich trat er aus dem dichten Walde heraus

an einen Kreuzweg, wo wie die Strahlen einer Krone sechs unendlich hohe Alleen abgingen, die sich im durchsichtigen Laub in der Ferne verloren am bläulichen Horizont. Eine Tafel nannte den Namen:

„Bouquet des Königs.“ Das war wirklich hier die königliche Gipfelstadt des Buchenlandes.

Ein Wagen fuhr vorüber, leer und frei. Mariolle nahm ihn und ließ sich nach Marlotte zurückfahren, von wo aus er zu Fuß nach Montigny gehen wollte, nachdem er im Hotel gegessen, denn er war hungrig.

Er erinnerte sich, daß er am Tage vorher das Restaurant gesehen, das eben eröffnet worden: Hotel Corot, eine Künstlerkneipe in altertümlichem Stil, etwas wie der Chat noir in Paris. Er stieg aus und trat durch eine offene Thür in einen weiten Saal, wo altertümliche Tische und unbequeme Schemel Trinker aus verflossenen Jahrhunderten zu erwarten schienen. Im Hintergrund stand ein junges Ding, die Kellnerin wahrscheinlich, auf einer kleinen Stehleiter und hing alte Teller an Nägel, die eigentlich zu hoch für sie waren. Sie reckte sich auf die Fußspitzen, streckte sich aus, eine Hand gegen die Wand gestemmt, in der anderen den Teller, mit hübschen, geschickten Bewegungen, denn ihre Gestalt war schlank, und die Wellenlinie vom Fuß bis zum Kopf änderte sich reizend bei jeder Bewegung. Da sie ihm den Rücken wendete, hörte sie Mariolle nicht eintreten. Er blieb stehen und blickte sie an. Da dachte er an Prédolé. Gott ist die nett, sagte er sich. So ein schlankes, kleines Ding.

Er hustete. Sie wäre vor Schreck beinah herabgestürzt. Aber sobald sie das Gleichgewicht wiedergewonnen, sprang sie von der Leiter mit der Leichtigkeit einer Seiltänzerin zu Boden und kam dann lächelnd auf ihn zu. Sie fragte:

— Was steht zu Diensten?

— Ich möchte frühstücken.

Sie wagte zu sagen:

— Wohl eher zu Mittag essen, denn es ist schon halb vier.

Er antwortete:

— Also sagen wir zu Mittag essen, wenn Sie wollen. Ich habe mich im Walde verirrt.

Nun nannte sie die Gerichte, die es gab. Er bestellte und setzte sich.

Sie richtete in der Küche die Bestellung aus und kam zurück, um zu decken.

Er folgte ihr mit dem Blick und fand sie reizend, adrett, sauber. Das Kleid war für die Arbeit aufgesteckt, die Ärmel emporgeschlagen, der Hals frei. Und sie sah frisch und nett aus, daß es dem Auge wohlthat. Ihr Busen war sanft gerundet, sie mußte sehr stolz darauf sein.

Das Gesicht war etwas zu rot, durch die frische Luft verbrannt, aber von der Frische einer Blume, die sich aufthut. Sie hatte hübsche, braune, leuchtende Augen, in denen alles zu blitzen schien, einen lachenden Mund mit schönen Zähnen, braunes Haar, dessen Fülle die lebhafte Energie dieses jungen, frischen Körpers andeutete.

Sie brachte Radieschen und Butter. Er begann zu essen und sah sie nicht mehr an. Er wollte sich betäuben und bestellte eine Flasche Champagner, trank sie ganz aus, dann zwei Gläser Kümmel nach dem Kaffee. Und da er fast nüchtern gewesen, weil er, ehe er fortgegangen, nur etwas kaltes Fleisch und Brot gegessen, fühlte er sich betäubt und etwas benommen. Das hielt er für Vergessenheit. Seine Gedanken, sein Kummer, seine Qual schien schon aufgehellt, ertränkt im hellen Wein, der in kurzer Zeit aus seinem gequälten Herzen schon beinah ein fröhliches gemacht.

Langsam kehrte er nach Montigny zurück, müde, schläfrig. Sobald es dunkel ward, legte er sich zu Bett und schlief gleich ein.

Aber als er aufwachte, war es noch dämmerig. Er fühlte sich nicht wohl, als ob ein Alpdruck, nur ein paar Stunden verscheucht, plötzlich wieder erschienen, um ihn am Schlaf zu hindern. Frau von Burne war wieder da. Sie irrte um ihn herum, immer mit dem Grafen Bernhaus. Nanu, — sagte er sich — jetzt werde ich also eifersüchtig. Warum denn?

Warum war er eifersüchtig? Er begriff es schnell. Trotz seiner Befürchtungen und Qualen wußte er, so lange er ihr Liebhaber gewesen, daß sie treu sei. Treu ohne Leidenschaft, ohne Zärtlichkeit, aber ehrlich entschlossen. Nun hatte er alles aufgelöst, hatte ihr die Freiheit zurückgegeben, — jetzt war es aus. Würde sie jetzt ohne Verhältnis bleiben? Einige Zeit gewiß. Aber dann verging sogar diese Treue, die sie ihm

bisher bewahrt, woran er nicht zweifeln konnte, — und ein unbestimmtes Vorgefühl sagte ihm, daß, wenn er sie eines Tages verließ, sie des einen oder anderen Tages, nach langer Pause, ihn nicht aus Leidenschaft, sondern im Gefühl der Einsamkeit durch einen anderen ersetzen würde. Giebt es nicht Liebhaber, denen man immer treu bleibt, aus Furcht vor dem, der folgen soll? Und dann sich einem anderen in die Arme werfen, das wäre einer Frau wie dieser, die zu klug war, um enge Ideen über Ehre zu besitzen, aber doch von zarter Scham, so daß sie nie in den Schmutz geraten wäre, das wäre dieser Frau nicht möglich gewesen. Weltlich, philosophisch denkend, nicht prüde bürgerlich, schreckte sie vor einer heimlichen Liebschaft nicht zurück, während ihre gleichgiltige Natur sich geekelt hätte beim Gedanken an eine Folge von Liebhabern.

Er hatte ihr die Freiheit zurückgegeben. Und nun? Nun würde sie gewiß einen anderen wählen. Und sicher den Grafen Bernhaus, das wußte er bestimmt. Und er litt darunter, jetzt, auf unglaubliche Art.

Warum hatte er nur mit ihr gebrochen? Als er sie verließ, war sie treu, freundschaftlich, reizend gewesen. Warum? Weil er ein sinnliches Scheusal war, weil er die Liebe ohne die völlige körperliche Hingabe nicht begriff.

Ob es das wirklich war? Ja. Aber noch anderes. Vor allem fürchtete er sich, zu leiden. Er war vor dem Schmerz entflohen, nicht so geliebt zn werden, wie er liebte. Vor der grausamen Disharmonie zwischen ihren Küssen, die nicht mit der gleichen Leiden-

schaft erwidert, wie gegeben wurden. Vor dem unheilbaren Leid seines Herzens, das vielleicht nie Heilung finden sollte. Er hatte sich gefürchtet, zu viel zu leiden, jahrelang das Leid durchzumachen, das er einige Monate hindurch vorgeahnt und nur ein paar Wochen wirklich vertragen. Schwach wie immer, war er zurückgewichen vor jenem Schmerz, so wie er sein ganzes Leben hindurch jede große Anstrengung gemieden.

Er war also unfähig, irgend eine Sache zum Ende zu führen, sich einer Leidenschaft ganz hinzugeben, wie man sich ganz einer Wissenschaft oder einer Kunst widmet. Denn vielleicht ist es nicht möglich, viel geliebt, ohne viel gelitten zu haben.

Bis Tagesanbruch gingen ihm immer diese quälenden Gedanken im Kopfe herum. Dann stand er auf und ging an den Fluß.

An dem kleinen Wehr warf ein Fischer sein Netz aus. Das Wasser blitzte im Licht, und als der Mann sein großes, rundes Netz herauszog, um auf dem kleinen Vorderdeck des Schiffes die winzigen, zappelnden Fischchen, die wie Quecksilber glänzten, aus den Maschen zu lesen, ward Mariolle in der Frische der Morgenluft, beim Stäuben des Wasserfalls, in dem leise Regenbogen spielten, ruhiger. Das Wasser, das ihm zu Füßen lief, schien ein wenig von seinem Kummer in seinem eiligen, unaufhörlichen Lauf davonzutragen. Er sagte sich: Ich habe wirklich sehr wohl gethan, ich wäre zu unglücklich geworden.

Er kehrte zum Haus zurück und holte eine Hängematte, die er im Vorsaal gefunden, hing sie zwischen

zwei Buchen auf, legte sich hinein und versuchte an nichts zu denken, während er immer dem Lauf des Wassers zusah.

Im süßen Nichtsthun verging so die Zeit bis zum Frühstück. In einem Nichtsthun des Körpers, das auch die Seele einnahm. Und um den Tag hinzubringen, saß er so lange bei Tisch wie möglich. Aber etwas quälte ihn: die Ankunft der Post. Er hatte nach Paris telegraphiert und nach Fontainebleau geschrieben, um sich seine Briefe schicken zu lassen. Er bekam nichts. Und das Gefühl der großen Einsamkeit begann ihn zu quälen. Warum? Er konnte doch nichts Angenehmes, nichts Tröstendes erwarten aus der kleinen, schwarzen Ledertasche des Briefträgers. Nichts als unnütze Einladungen und banale Worte. Also warum sich nach diesen unbekannten Papieren sehnen, als ob das Seelenheil daran hing.

Verbarg sich nicht im Grunde seiner Seele die eitle Hoffnung, daß sie ihm schreiben würde?

Er fragte eines der alten Weiber:

— Wann kommt die Post?

— Um zwölf.

Es war gerade so viel. Er lauschte mit immer größerer Unruhe hinaus. Dann fuhr er auf, als es an der Hausthür klopfte. Der Briefträger brachte in der That nur Zeitungen und drei gleichgiltige Briefe. Mariolle las die Blätter, las sie wieder, und sie langweilten ihn. Er ging aus.

Was sollte er anfangen? Er kehrte zurück zur Hängematte und legte sich wieder hinein. Da über-

kam ihn nach einer halben Stunde das Bedürfnis, den Platz zu wechseln. Sollte er in den Wald gehen? Ja, der Wald war köstlich. Aber die Einsamkeit schien dort noch größer als im Haus, als im Dorf, wo doch manchmal irgend ein Geräusch des Lebens erklang.

Und diese schweigende Einsamkeit unter den Bäumen ließ ihm wieder Melancholie und Bedauern in die Seele gleiten, daß er tottraurig ward. In seinen Gedanken ging er wieder den Weg wie am Tag vorher. Und als das kleine, lebhafte Mädchen im Hotel Corot vor ihm auftauchte, sagte er sich: Oh, ich werde dort essen. Der Gedanke that ihm wohl. Es war eine Beschäftigung, die Möglichkeit, ein paar Stunden totzuschlagen. Und sogleich setzte er seinen Weg fort.

Die lange Dorfstraße zog in gerader Linie durch das Thälchen hin, zwischen zwei Reihen niedriger, ziegelgedeckter Häuser, von denen einige unmittelbar am Wege standen und andere in einem kleinen Hof, in dem Flieder blühte, wo Hühner auf dem dampfenden Mist pickten und freiliegende Treppen mit hölzernem Geländer bis zu den Thüren in der Mauer führten. Bauern arbeiteten langsam in ihrem häuslichen Beruf vor ihren Wohnungen. Eine alte, gebeugte Frau mit graublondem Haar, trotz ihres hohen Alters, denn die Landleute haben beinah nie ganz weißes Haar, ging an ihm vorüber in einer zerrissenen Bluse; die mageren, knochigen Beine zeichneten sich unter einer Art Woll-rock ab, der an den Hüften abstand. Sie blickte vor

sich hin mit ausdruckslosen Augen, mit Augen, die nie etwas anderes gesehen hatten, als die paar einfachen Gegenstände, die sie in ihrem armseligen Leben brauchte.

Eine andere, jüngere, hing vor ihrer Thür Wäsche auf. Die Bewegung der Arme hob das Kleid, daß man blaue Strümpfe sah über dicken Knöcheln, knochige Schenkel ohne Fleisch, während Taille und Brust platt und breit waren, wie ein Männerrumpf, und einen entsetzlichen Anblick verhießen.

Mariolle dachte: Frauen, das sind nun Frauen! Das sind Frauen! Das Bild von Frau von Burne erschien vor seinen Augen. Er sah sie voll Eleganz und Schönheit, ein köstliches, menschliches Kleinod, kokett und für den Männerblick eigens gemacht. Und er zitterte vor Leid über den unersetzlichen Verlust.

Da ging er schneller, um die Gedanken zu verscheuchen und sein Herz zu beruhigen.

Als er das Wirtshaus in Marlotte betrat, erkannte ihn die Kleine sofort und sagte beinah freundschaftlich:

— Ah, guten Morgen.

— Guten Morgen.

— Wollen Sie etwas zu trinken haben?

— Ja zuerst. Später will ich essen.

Sie unterhielten sich über das, was er zuerst trinken und dann essen wollte. Er befragte sie, damit sie etwas schwatzen sollte, denn sie drückte sich ganz gut und mit pariserischem Accent aus, so leicht redend, wie sie sich bewegte.

Er dachte, indem er ihr zuhörte:

Das ist eigentlich ein riesig nettes Mädel. So was paßt zur Kokotte.

Er fragte nun:

— Sind Sie aus Paris?

— Jawohl.

— Sind Sie schon lange hier?

— Vierzehn Tage.

— Gefällt es Ihnen hier?

— Bis jetzt nicht. Aber das kann man noch nicht wissen. Und dann hatte mir die Pariser Luft nicht zugesagt, und hier auf dem Lande bin ich wieder gesund geworden. Deshalb hauptsächlich bin ich hierher gekommen. Also Sie trinken einen Vermouth?

— Ja, einen Vermouth. Und sagen Sie dem Koch oder der Köchin, sie solle mein Essen gut machen.

— O, das wird sie schon.

Sie eilte hinaus und ließ ihn allein.

Er ging in den Garten, setzte sich in eine Laube, wohin sie ihm den Vermouth brachte. Den ganzen Tag blieb er dort sitzen, hörte eine Amsel in einem Käfig singen, sah ab und zu das Mädchen vorübergehen, das mit ihm kokettierte und sich alle mögliche Mühe gab, nett zu sein, denn sie hatte schon bemerkt, daß sie ihm gefiel.

Wie am Tag vorher, ging er davon, nachdem er wieder eine Flasche Champagner getrunken. Aber die leichte Benommenheit seines Kopfes wehte bald die Dunkelheit und Frische der Nacht davon, und wieder überkam ihn eine unwiderstehliche Traurigkeit.

Er dachte: Was soll ich thun? Soll ich hier bleiben? Soll ich noch lange dieses Jammerleben fortführen? Und sehr spät erst schlief er ein.

Am nächsten Tage schaukelte er sich in der Hängematte. Der Fischer, den er immerfort am Wasser sah, brachte ihn auf den Gedanken, zu angeln. Der Krämer verkaufte ihm eine Angelrute und unterrichtete ihn über diesen stillen Sport, wollte ihn sogar bei seinen ersten Versuchen unterstützen. Mariolle nahm an; und von neun bis zwölf gelang es ihm mit großer Mühe und gespannter Aufmerksamkeit drei ganz kleine Fischchen zu fangen.

Nach der Mahlzeit ging er wieder nach Marlotte. Warum? Nun um die Zeit totzuschlagen.

Das Mädchen begann zu lachen, als es ihn sah.

Er lächelte auch. Diese Dankbarkeit machte ihm Spaß, und er versuchte etwas mit ihr zu schwatzen. Sie war zuthunlicher als am Tag vorher und erzählte ihm alles mögliche. Sie hieß Elisabeth Ledru.

Ihre Mutter, die Näherin gewesen, war vergangenes Jahr gestorben. Da war der Vater, der Beamter gewesen, aber immer betrunken war und nie eine Stellung hatte, und der von der Arbeit von Frau und Tochter lebte, verschwunden. Denn das Mädchen, das den ganzen Tag allein in der Mansarde saß und nähte, konnte nicht zwei Menschen erhalten. Sie war ihrer einsamen Thätigkeit müde und trat als Kellnerin in ein kleines Restaurant ein, blieb dort ein Jahr und, da sie sich überanstrengt fühlte, verpflichtete sie der neue Wirt des Hotels Corot in Marlotte, den

sie in Paris bedient hatte, mit zwei anderen Mädchen, die etwas später kommen sollten, für den Sommer als Kellnerin. Der Wirt wußte jedenfalls, wie man Gäste heranzieht.

Diese Geschichte gefiel Mariolle. Und er entlockte dem jungen Mädchen, indem er geschickt fragte und sie wie ein Fräulein behandelte, viele seltsame Einzelheiten über dieses dunkle armselige Dasein, das der Trunkenbold zu nichte gemacht. Und sie, das verlorene, arme, irrende Wesen, das keinen Anhalt hatte, aber heiter war, weil sie jung war, fühlte das wirkliche Interesse dieses Unbekannten für sie, sprach zutraulich, schüttete ihm ihr Herz aus mit einer Offenheit, die sie ebensowenig zurückhalten konnte wie ihre Lebhaftigkeit.

Er fragte, was sie denn werden wollte:

— Wollen Sie denn Ihr ganzes Leben Kellnerin bleiben?

— Ach, das weiß ich nicht. Ich kann doch nicht wissen, was morgen mit mir passiert.

— Aber Sie müssen doch an die Zukunft denken.

Sie ward ernst. Aber schnell ging das wieder vorüber, und sie antwortete:

— Ach was, — ich nehm' es, wie's kommt.

Als gute Freunde schieden sie. Ein paar Tage später kam er wieder, dann nochmals, dann öfters. Die naive Unterhaltung des verlassenen kleinen Mädchens machte ihm Spaß. Ihr leichtes Geschwätz zog ihn etwas von seinen traurigen Gedanken ab.

Aber als er zu Fuß am Abend nach Montigny heimkehrte, packte ihn, wenn er an Frau von Burne

dachte, eine entsetzliche Verzweiflung. Bei Tagesanbruch ward er wieder etwas heiterer. Wenn es Nacht ward, kam wieder entsetzliche Eifersucht über ihn und quälende Gewissensbisse. Er hatte keine Nachricht bekommen, er hatte niemandem geschrieben und niemand ihm, er wußte nichts. Und wie er so allein auf seinem dunklen Wege ging, dachte er an das nahende Verhältnis, das er schon vorausgesehen, zwischen seiner einstigen Geliebten und dem Grafen Bernhaus. Jeden Tag setzte sich das in ihm mehr fest. Der, meinte er, werde gerade das für sie sein, was sie brauchte. Ein vornehmer Liebhaber, der nichts Besonderes verlangt, der zufrieden und geschmeichelt ist, wenn er nur von dieser köstlichen, feinen Kokette den anderen vorgezogen wird.

Er verglich ihn mit sich selbst. Der andere würde gewiß nicht so nervös sein, nicht so entsetzlich ungeduldig und nicht von jenem verzweifelten Wunsch, der ihre Liebe zerstört, beseelt werden, geliebt zu werden, wie er liebte. Als Gesellschaftsmensch, der diskret war, geschickt, sich allem anschmiegte, würde er mit wenig zufrieden sein, denn er schien auch nicht gerade zum Stamm der Asra zu gehören.

Als André Mariolle eines Tages nach Marlotte kam, sah er in einer anderen Laube im Hotel Corot zwei junge bärtige Leute mit Wollmützen auf dem Kopfe, die Pfeifen rauchten.

Der Wirt, ein dicker Mann, begrüßte ihn, denn er hatte für diesen Gast ein großes Geschäftsinteresse. Dann sagte er:

— Seit gestern sind zwei neue Gäste da, zwei Maler.

— Die Herren da drüben?

— Ja, sie sind schon ganz berühmt. Der kleine hat eine silberne Medaille voriges Jahr bekommen.

Und nachdem er alles erzählt, was er von dem jungen werdenden Künstler wußte, fragte er:

— Was steht heute zu Diensten, Herr Mariolle?

— Bitte, schicken Sie mir wie immer einen Vermouth.

Der Wirt ging. Elisabeth kam mit dem Brett, Glas und Karaffe. Und sofort rief einer der Maler:

— Nun Kleine, immer noch böse?

Sie antwortete nicht. Und als sie zu Mariolle trat, sah er, daß sie rote Augen hatte.

— Haben Sie denn geweint? fragte er.

Sie antwortete einfach:

— Ja, ein wenig.

— Was ist denn geschehen?

— Die beiden Herren da drüben sind schlecht gewesen.

— Was haben sie denn gethan?

— Sie haben mich für so eine gehalten.

— Haben Sie sich beim Wirt beschwert?

Sie zuckte verzweifelt die Achseln:

— Ach, der Wirt — der Wirt, den kenne ich jetzt.

Mariolle ärgerte es ein wenig, und er sagte:

— Erzählen Sie mir mal.

Sie erzählte, wie die beiden, die gestern gekommen,

sofort brutal ihr den Hof gemacht. Dann begann sie zu weinen, indem sie nicht wußte, was sie thun sollte, da sie hier ohne Schutz, ohne Geld, ohne Hilfsmittel verloren war.

Mariolle schlug ihr plötzlich vor:

— Wollen Sie bei mir in Dienst treten? Es soll Ihnen gut gehen bei mir. Und wenn ich nach Paris zurückkehre, können Sie ja immer noch thun, was Sie wollen.

Sie blickte ihm forschend in die Augen. Dann sagte sie plötzlich:

— Gut. Ich will.

— Was verdienen Sie hier?

— Sechzig Franken monatlich.

Sie sagte plötzlich mit Unruhe:

— Und dann habe ich noch ein wenig durch die Trinkgelder, also etwa siebzig.

— Ich gebe Ihnen hundert.

Erstaunt sagte sie:

— Hundert Franken monatlich?

— Ja. Ist's Ihnen recht?

— Nun, das glaube ich, daß es mir recht ist.

— Sie haben nur meine Bedienung zu machen, meine Sachen, Wäsche, Kleidung und das Zimmer aufzuräumen.

— Schön.

— Wann wollen Sie kommen?

— Wenn es Ihnen recht ist, morgen. Nach dem, was hier vorgefallen ist, gehe ich einfach zum Ortsvorstand, und dann darf ich fort.

Mariolle nahm zwei Goldstücke aus der Tasche und gab sie ihr:

— Da haben Sie den Mietsthaler.

Ein freudiges Lächeln glitt über ihr Gesicht, und sie sagte ganz entschlossen:

— Morgen vor zwölf bin ich bei Ihnen.

II

Elisabeth kam am nächsten Tag nach Montigny. Ein Bauer folgte ihr, der auf einem Schiebkarren ihren Korb fuhr. Mariolle hatte eine seiner beiden Alten mit einer guten Entschädigung fortgeschickt, und die Neuangekommene bezog ein kleines Zimmer im zweiten Stock neben dem der Köchin.

Als sie sich ihrem neuen Herrn vorstellte, erschien sie ihm etwas anders wie in Marlotte: weniger frei, etwas zurückhaltender, indem sie jetzt die Dienerin des Herrn geworden war, dem sie in der Laube des Wirtshauses beinah eine kleine Freundin gewesen.

Mit ein paar Worten sagte er ihr, was sie zu thun hätte. Sie hörte aufmerksam zu, richtete sich ein und übernahm ihren Dienst.

Eine Woche verstrich, ohne daß in Mariolles Seele eine Änderung zum Bessern vor sich gegangen wäre. Er merkte nur, daß er weniger ausging,

denn er hatte keinen Vorwand mehr, nach Marlotte zu gehen, und vielleicht fand er es etwas weniger traurig, als in den ersten Tagen. Die erste Glut seines Schmerzes ließ etwas nach, wie alles sich beruhigt. Aber an Stelle dieser Wunde stieg in ihm unendliche Traurigkeit auf, eine jener tiefen Melancholieen, die wie chronische, langschleichende Krankheiten erscheinen und die manchmal zum Tode führen. Alle seine frühere Lebhaftigkeit, die Regsamkeit seines Geistes, das Interesse für die Dinge, die ihn bisher beschäftigt und unterhalten, war in ihm gestorben. An ihre Stelle war ein Ekel vor allem getreten und jene unwiderstehliche Gleichgiltigkeit, daß ihm nicht einmal die Kraft blieb, sich aufzuraffen und auszugehen. Er verließ kaum mehr das Haus, ging vom Wohnzimmer zur Hängematte und von der Hängematte ins Wohnzimmer. Seine größte Zerstreuung bestand darin, dem Fluten des Loing zuzusehen und dem Fischer, wenn er sein Netz auswarf.

Nach den ersten Tagen der Zurückhaltung ward Elisabeth etwas zuthunlicher. Und indem sie mit weiblichem Instinkt die seelische Niederschlagenheit ihres Herrn bemerkte, fragte sie manchmal, wenn das andere Dienstmädchen nicht da war:

— Gnädiger Herr, Sie langweilen sich wohl sehr?

Er antwortete, in sein Schicksal ergeben:

— Ja, tüchtig.

— Sie sollten spazierengehen.

— Ach, das macht mir auch keinen Spaß.

Sie verzog ihn mit heimlich stillen Aufmersamkeiten.

Jeden Morgen, wenn er ins Wohnzimmer trat, fand er es voll Blumen und duftend wie ein Gewächshaus. Elisabeth mußte wohl Jungen in den Wald schicken, um all die Primeln, Veilchen und Butterblumen zu holen, oder in die kleinen Gärten des Dorfes, wo die Bauern jeden Abend ihre paar Pflanzen begossen. Er dankte es ihr in seiner Traurigkeit, in seiner Niedergeschlagenheit, er dankte ihr zärtlich für jene erfinderische Dankbarkeit, für die Sorge, die er immer rege in ihr ahnte, ihm in den kleinsten Dingen angenehm zu sein.

Es war ihm auch, als würde sie hübscher, gepflegter, als wäre ihr Gesicht etwas weniger rot geworden und feiner. Er bemerkte sogar eines Tages, als sie ihm den Thee brachte, daß sie nicht mehr Arbeitshände hatte, sondern wie eine Dame mit saubern wohlgepflegten Nägeln. Er gewahrte ein anderes Mal wieder, daß sie beinah elegantes Schuhwerk trug. Dann eines Nachmittags, als sie auf ihr Zimmer gegangen war, erschien sie wieder in einem reizenden grauen, geschmackvollen Kleid. Und er rief, als sie von weitem kam:

— Gott, Elisabeth, Sie werden aber kokett!

Sie ward rot bis zu den Augen und stammelte:

— Ich, gnädiger Herr. O nein. Ich ziehe mich nur etwas besser an, weil ich etwas mehr Geld habe.

— Wo haben Sie denn das Kleid gekauft?

— Das habe ich selbst gemacht.

— Selbst gemacht? Wann denn? Sie arbeiten doch den ganzen Tag im Haus.

— Nun abends, gnädiger Herr.

— Wo haben Sie denn den Stoff her, und wer hat es Ihnen zugeschnitten?

Sie erzählte, daß der Krämer in Montigny ihr die Stoffproben aus Fontainebleau mitgebracht. Sie hatte ausgesucht und die Ware dann bezahlt mit den beiden Goldstücken, die sie von ihm bekommen. Schnitt und Facon machten ihr weiter keine Schwierigkeiten, sie hatte doch vier Jahre lang mit ihrer Mutter für ein Konfektionsgeschäft gearbeitet.

Er konnte nicht anders und sagte:

— Es steht Ihnen gut. Sie sehen wirklich nett aus.

Und sie ward wieder bis an die Haarwurzeln rot.

Als sie davongegangen war, fragte er sich: Ob sie wohl ein bißchen verliebt in mich ist? Er dachte nach, zögerte, zweifelte, und endlich meinte er, es sei trotz alledem möglich. Er war gut gegen sie gewesen, er hatte ihr geholfen, war beinah freundschaftlich. Was war also sonderbares dabei, wenn dieses Mädchen sich in ihren Herrn verliebte, nach allem, was er für sie gethan. Übrigens war ihm der Gedanke nicht unangenehm, denn das kleine Ding war wirklich nett und hatte gar nichts mehr von einem Dienstmädchen. Seine männliche Eitelkeit, die durch eine andere Frau so erstickt und gedemütigt worden, fühlte sich geschmeichelt und erleichtert, beinah wieder gesund gemacht. Es war eine Belohnung. Denn wenn ein Wesen Liebe einflößt, — wem es auch sei, — so muß dieses Wesen sie doch einflößen können. Sein Egoismus war damit zufrieden. Es würde ihn unterhalten und ihm vielleicht

ein wenig wohlthun, zu sehen, wie dieses kleine Herz sich regte und für ihn schlug. Der Gedanke kam ihm nicht, die Kleine zu schützen vor der Gefahr, unter der er so tief gelitten, mehr Mitleid mit ihr zu haben, wie man mit ihm gehabt. Denn kein Mitleid mischt sich je mit solchen Siegen.

Er beobachtete sie also und fand bald, daß er sich wohl nicht geirrt hatte. Jeden Tag ward ihm das durch Kleinigkeiten wieder klar. Als sie ihn eines Morgens berührte, als sie den Tisch deckte, roch er einen Parfümduft, der von ihr ausging, den Geruch eines gewöhnlichen Parfüms, das ihr wahrscheinlich auch der Krämer oder Apotheker besorgt. Da schenkte er ihr eine Flasche Toilettenwasser, das er selbst seit langem gebrauchte, und von dem er immer einen gewissen Vorrat mitnahm. Er bot ihr noch feine Seife an, Zahnwasser und Puder. Er half ihr ganz leise sich zu ändern, jeden Tag ein wenig mehr, jeden Tag vollständiger und verfolgte sein Werk mit geschmeichelten, neugierigen Augen.

Während sie die treue, stille Dienerin blieb, ward sie ein verliebtes Mädchen, in dem sich alle koketten Instinkte naiv entwickelten.

Er selbst hing sich ganz allmählich an sie. Sie unterhielt ihn, rührte ihn, er war dankbar. Er spielte mit dieser aufsteigenden Zärtlichkeit, wie man in traurigen Stunden mit allem spielt, was einen nur zerstreuen kann. Er empfand nichts anderes für sie, als den unbestimmten Wunsch, der in jedem Mann liegt jedem neuen weiblichen Wesen gegenüber, sei sie nun

ein hübsches Dienstmädchen oder eine schöne Bäuerin, eine Art ländlicher Venus. Was ihn vor allen Dingen anzog, war, daß er in ihr das Weibliche fand, das er suchte. Eine unwiderstehliche Sehnsucht danach, die die andere erweckt, die, die er liebte, die, die in ihm jene unbezwingliche, natürliche Anziehungskraft durch die Nähe, durch die Berührung, durch das wunderbare ideale oder reale Gefühl, das jede verführerische Natur, sei es ein Mädchen aus dem Volke oder eine Dame aus der Gesellschaft, in uns entzündet, sei es eine Orientalin mit großen, schwarzen Augen oder eine Nordländerin mit blauen, in uns Männern, in denen noch die unwiderstehliche Anziehungskraft der Weibesseele schlummert.

Diese zarte, unausgesetzt geheime Aufmerksamkeit, die man mehr ahnte als sah, kühlte seine Wunde wie ein Verband, sodaß sie, wenn seine Stunden der Verzweiflung wiederkehrten, weniger schmerzte. Und sie kamen noch immer. Sie schwirrten wie Fliegen um eine Wunde herum. Es braucht nur eine sich auf die Wunde zu setzen, und sie öffnet sich von neuem. Da er zu Haus verboten hatte, seine Adresse anzugeben, so respektierten seine Freunde seine Flucht. Und nun quälte es ihn vor allem, daß er gar keine Nachricht oder Briefe erhielt. Ab und zu las er wohl in einer Zeitung die Namen Lamarthe oder Massival unter den Leuten, die an einem großen Diner teilgenommen hatten oder an einem großen Fest. Eines Tages wurde der Name Frau von Burnes als einer der elegantesten, hübschesten und am besten

angezogenen Damen auf dem Balle der österreichischen Botschaft genannt. Ein Schauer lief ihm über den Leib. Ein paar Zeilen darunter erschien der Name: Graf Bernhaus. Und bis zum Abend zerriß die neu aufgetauchte Eifersucht Mariolles Herz. Dies Verhältnis, das er voraussetzte, erschien ihm jetzt beinah zweifellos. Es war eine jener eingebildeten Überzeugungen, die quälender sind, als die Wirklichkeit, denn nie wird man sie los, und nie kommt die Heilung.

Da er nun diese Ungewißheit seiner Zweifel nicht mehr aushalten konnte, entschloß er sich endlich, Lamarthe zu schreiben, der ihn intim genug kannte, um die Qualen seiner Seele zu erraten, und möglicherweise, ohne daß er ihn danach fragte, auf seine Vermutungen antworten würde.

Eines Abends also saß er bei der Lampe und schrieb diesen Brief. Lang, geschickt, voll unbestimmter Traurigkeit, versteckter Anfragen und ganz erfüllt von der Schönheit des Frühlings auf dem Lande.

Vier Tage darauf, als die Post kam, erkannte er auf den ersten Blick die gerade feste Handschrift des Romanziers.

Lamarthe schrieb ihm tausend traurige Kleinigkeiten, die für seinen Kummer von großem Wert waren. Er erwähnte gleichmäßig eine Menge Leute; aber ohne daß er von Frau von Burne und Bernhaus mehr als von irgend einem anderen gesagt hätte, schien es doch, als nennte er sie zuerst durch eines jener Stilkunststücke, die ihm besonders gut gelangen und die die Aufmerk-

samkeit genau auf den Punkt lenkten, wo er sie haben wollte, ohne daß man die Absicht merkte.

Im ganzen ging aus dem Brief hervor, daß der Verdacht, den Mariolle gehabt, mindestens nicht grundlos war, und daß seine Furcht, wenn nicht heute so morgen, begründet sein könnte.

Das Leben seiner früheren Geliebten war immer das gleiche. Sie hatte immer etwas vor, glänzte immer in Gesellschaft. Man hatte von ihm nach seinem Verschwinden ein wenig gesprochen, wie man von Leuten, die verschwinden, mit einer gleichgiltigen Neugier redet. Man meinte, er sei weit fort, weil er Paris satt hätte.

Nachdem er den Brief bekommen, blieb er bis zum Abend in seiner Hängematte liegen, denn er konnte nicht essen, konnte nicht schlafen, und hatte Fieber während der Nacht. Am nächsten Tage fühlte er sich so müde, so verzweifelt, so angewidert von dem ewigen Gleichmaß der Tage in diesem tiefen, schweigenden Wald, der ganz dunkel war jetzt durch das dichte Laub, und von dem dummen, kleinen Fluß, der unter den Fenstern vorüberrauschte, daß er gar nicht aufstand.

Als Elisabeth beim ersten Klingeln eintrat und sie ihn noch im Bett fand, war sie zuerst erstaunt, blieb an der geöffneten Thür stehen, wurde plötzlich blaß und fragte:

— Ist der gnädige Herr krank?

— Ja, ein wenig.

— Soll ich den Arzt holen?

— Nein, ich weiß schon, was es ist.

— Ja, was könnte man denn thun?

Er bestellte sein tägliches Bad, zum Frühstück ein paar Eier und den ganzen Tag über Thee. Aber um ein Uhr mittags packte ihn eine solche Langweile, daß er doch lieber aufstand. Elisabeth, die er unausgesetzt in der Manier des eingebildeten Kranken rief, die traurig, unruhig, mit dem Wunsch, zu helfen und nützlich zu sein, ihn zu pflegen und zu heilen, da sie ihn so nervös und erregt sah, hereinkam, schlug ihm vor, ganz rot über ihre Keckheit, ihm etwas vorzulesen. Er fragte:

— Können Sie gut vorlesen?

— Jawohl. Ich hatte in der Bürgerschule den ersten Preis im Lesen. Und ich habe Mama so viel Romane vorgelesen, von denen ich nur noch die Titel weiß.

Neugierde stieg in ihm auf, und er schickte sie ins Atelier, um aus den Büchern, die er sich hatte nachsenden lassen, eines herauszusuchen, das er allen vorzog: Manon Lescaut.

Dann half sie ihm, sich im Bett aufrichten, steckte ihm ein paar Kissen in den Rücken, nahm einen Stuhl und begann zu lesen. Sie las wirklich gut, mit einer ganz besonderen Gabe, den richtigen Ton zu finden, und mit verständiger Aussprache. Es unterhielt ihn von Anfang an, und er verfolgte die Geschichte mit solcher Bewegung, daß er sie ab und zu unterbrach, um ein wenig mit ihr davon zu schwatzen.

Durch das offene Fenster wehten beim lauen Windhauch Blätterdüfte herein, Triller und Gesang

der Nachtigallen, die in dieser Zeit erwachender Liebe auf allen Bäumen der Umgebung um die Weibchen herumsprangen und sangen.

André sah das junge Mädchen an, das, etwas verlegen, mit leuchtenden Augen der Geschichte Seite um Seite folgte.

Auf die Fragen, die er stellte, antwortete sie voll Interesse für die Dinge, klug und richtig, nur ein wenig unbestimmt in ihrer allgemeinen Unwissenheit. Und er dachte: Ach, wenn das Mädel ein bißchen was lernte, die wäre schon schlau und klug.

Dieser weibliche Reiz, den er schon in ihr empfunden, that ihm an diesem warmen, ruhigen Nachmittage wirklich wohl und vermischte sich in seltsamer Weise in seinem Geist mit jenem märchenhaften starken Reiz dieser Manon, die in unsere Herzen das seltsamste Gefühl zaubert, das je menschliche Kunst hervorgebracht.

Die Stimme wiegte ihn ein. Er fühlte sich durch die so genau gekannte und doch immer neue Geschichte bezaubert und träumte von einer flüchtigen, verführerischen Geliebten genau wie jene des Des Grieux, wandelbar und untreu, menschlich und reizend sogar in ihren fürchterlichen Fehlern, um aus dem Mann hervorzuzaubern alles, was in ihm an Zärtlichkeit und Wut liegt, an Anhänglichkeit und leidenschaftlichem Haß und Eifersucht und Wünschen.

Ach wenn die, die er verloren, nur in ihren Adern die perfide Liebesglut und Sinnlichkeit dieser aufregenden Courtisane gehabt hätte, vielleicht wäre er

nie davongegangen. Manon betrog, aber sie liebte, — sie log, aber sie gab sich hin.

Nach jenem faulen Tag versank Mariolle, als der Abend kam, ganz in Träume, in denen sich alle Frauen vermischten. Da er seit dem Tage vorher keine körperliche Anstrengung gehabt, nicht mal eine Bewegung gemacht, schlief er leise, und durch einen ungewohnten Lärm im Haus wachte er auf.

Ein oder zwei Mal schon nachts hatte er gemeint, im Untergeschoß Schritte und jemand sich bewegen zu hören. Nicht gerade unter ihm aber in dem kleinen Kämmerchen neben der Küche, dort wo die Wäsche lag und im Badezimmer. Er hatte nicht darauf geachtet.

Aber an diesem Abend, wo er das Liegen satt hatte, lange nicht mehr einschlafen konnte, lauschte er aufmerksam und hörte unerklärliche Geräusche, wie eine Art Wellenschlag. Da entschloß er sich, aufzustehen, machte Licht, blickte nach der Uhr: Kaum zehn. Er zog sich an, steckte einen Revolver zu sich und schlich wie ein Fuchs hinunter mit unglaublicher Vorsicht.

Als er in die Küche trat, sah er mit Staunen, daß auf dem Herd Feuer brannte. Man hörte nichts mehr, aber er meinte im Badezimmer etwas zu vernehmen, einem winzigen Raum mit geweißten Wänden, der gerade die Badewanne enthielt.

Er näherte sich, drehte ohne irgend welches Geräusch den Schlüssel herum, riß plötzlich die Thür auf und gewahrte im Wasser mit ausgestreckten Armen,

daß die Brüste mit ihren Spitzen über die Oberfläche stiegen, den hübschesten Frauenleib, den er je in seinem Leben gesehen.

Sie stieß einen Verzweiflungsruf aus, da sie nicht entfliehen konnte. Er kniete schon neben der Wanne, verschlang sie mit glühenden Blicken und streckte den Mund ihr entgegen.

Sie begriff und hob plötzlich die beiden wassertriefenden Arme; dann schloß Elisabeth sie wieder um den Nacken ihres Herrn.

III

Als sie am nächsten Tage wieder vor ihm erschien und den Thee brachte und ihre Augen sich trafen, zitterte sie so sehr, daß Tasse und Zuckerdose mehrmals aneinander klirrten.

Mariolle ging auf sie zu, nahm ihr das Brett ab, setzte es auf den Tisch und sagte ihr, als sie die Wimpern niederschlug:

— Sieh mich an, Kleine.

Sie sah ihn an, Thränen in den Augen. Er sagte:

— Du sollst nicht weinen.

Als er sie an sich drückte, fühlte er, wie sie von Kopf bis zu Fuß zitterte. Und sie flüsterte: — Oh mein Gott! — Er begriff, daß es nicht Kummer war,

daß es kein Bedauern sei, keine Gewissensbisse, die ihr die drei Worte auf die Lippen geführt, sondern Glück, wirkliches Glück. Da überkam ihn eine seltsame egoistische Befriedigung, mehr körperlich wie geistig, an sich gelehnt die Brust dieses kleinen Mädchens zu fühlen, das ihn endlich liebte. Er dankte ihr, wie wohl ein Verwundeter am Wege, dem eine vorübergehende Frau Hilfe bringt. Er dankte ihr mit seinem ganzen gequälten Herzen, das unausgesetzt in unnützen Schlägen verraten worden, das hungerte nach Liebe durch die Gleichgiltigkeit einer anderen. Er bedauerte sie ein wenig in der Tiefe seiner Gedanken. Und wie er sie so ansah, bleich und weinend mit ihren in Liebe brennenden Augen, sagte er sich plötzlich:

Aber sie ist hübsch! Wie so eine Frau sich schnell verändert, wie sie das wird, was sie sein muß, wenn die Wünsche ihres Herzens und die Bedürfnisse ihres Körpers befriedigt werden!

— Setz Dich! — sagte er zu ihr.

Sie setzte sich. Er nahm ihre Hände, ihre armen Arbeitshände, die jetzt für ihn weiß und zart geworden waren und sprach ihr ganz leise mit geschickten, gewählten Worten von der Stellung, die sie nun ihm gegenüber haben sollte. Sie sollte nicht mehr seine Dienerin sein, aber nur ein wenig so thun, damit im Dorf kein Skandal entstünde. Sie sollte wie eine Gesellschafterin bei ihm leben, sollte ihm oft vorlesen, und das würde den Vorwand zu ihrer neuen Stellung abgeben. Dann in einiger Zeit, wenn sie ganz als Vorleserin ausgebildet wäre, sollte sie am Tisch mit essen.

Sobald er ausgeredet hatte, sagte sie einfach zu ihm:

— Nein, ich bin und bleibe Ihr Dienstmädchen. Ich will nicht, daß man hier redet und daß man merkt, was passiert ist.

Sie blieb dabei, obgleich er sehr bat. Und nachdem er den Thee getrunken, brachte sie das Brett fort, während er ihr mit zärtlichen Blicken folgte.

Als sie gegangen war, dachte er: Sie ist eine Frau. Alle Frauen sind gleich, wenn sie uns gefallen. Ich habe aus meinem Dienstmädchen meine Geliebte gemacht. Sie ist hübsch, sie wird vielleicht reizend werden. Auf alle Fälle ist sie jünger und frischer, wie die Damen der Gesellschaft und die Kokotten. Also was thut's? Ist nicht manche berühmte Schauspielerin die Tochter eines Portiers? Und doch werden sie wie Damen empfangen, wie Romanheldinnen gefeiert, und Prinzen behandeln sie wie Herzoginnen. Thun sie das wegen ihres Talentes, das doch manchmal zweifelhaft ist, oder wegen ihrer Schönheit, die auch nicht ewig währt? Nein. Aber eine Frau hat in Wirklichkeit immer die Stellung, die sie durch den Eindruck, den sie zu erregen weiß, einnimmt.

An dem Tage machte er einen langen Spaziergang. Nun, obgleich er im Inneren immer noch dasselbe Weh fühlte und seine Beine schwer waren, als ob der Kummer alle seine Energie aufgezehrt, hätte er hinaus in die Lüfte schmettern mögen, wie ein kleiner Vogel. Er fühlte sich weniger allein, weniger verlassen. Der Wald schien ihm weniger einsam, weniger traurig, weniger leer und öde. Und er kehrte zurück mit dem

Wunsch, bei seiner Ankunft Elisabeth ihm entgegenkommen zu sehen, lächelnd und voller Zärtlichkeit.

Einen Monat lang gab es ein Idyll am kleinen Flüßchen. Mariolle ward geliebt, wie vielleicht wenig Männer geliebt worden sind, animalisch, närrisch, wie ein Kind von seiner Mutter, wie ein Jäger von seinem Hund.

Er war alles für sie, Welt und Himmel, Glück und Lust. Er fühlte alle ihre glühenden naiven Mädchenwünsche und gab ihr in einem Kuß alles, was sie von Glück träumte. Sie dachte nur noch an ihn, sie hatte nur ihn noch in Seele und Herz, im Fleisch, trunken wie ein Jüngling, der zum ersten Male trinkt. Er schlief in ihren Armen, er erwachte bei ihrer Zärtlichkeit und sie hing sich mit unglaublicher Anhänglichkeit an ihn. Erstaunt und ganz verführt, genoß er diese völlige Hingabe, und ihm war es, als tränke er die Liebe an der Quelle selbst, von den Lippen der Natur.

Und trotzdem blieb er immer traurig, traurig, oft dauernd verstimmt. Seine kleine Geliebte gefiel ihm, aber eine andere fehlte ihm. Und wenn er auf den Wiesen spazieren ging am Ufer des Loing, so fragte er sich: Warum verschwindet dieser Gedanke nicht? — Und da ward er, sobald die Erinneruug an Paris ihn nur wieder berührt, so furchtbar nervös, daß er heimkehrte, nur um nicht allein zu sein.

Dann schaukelte er sich in der Hängematte, und Elisabeth, die auf einem Klappstuhle saß, las ihm vor. Indem er ihr zuhörte und sie ansah, dachte er an die Gespräche im Salon seiner Freundin, wenn er

die Abende bei ihr allein zubrachte. Da stieg ihm die quälende Lust, zu weinen, in die Augen, eine so furchtbare Trauer zerriß ihm das Herz, daß er unausgesetzt das unstillbare Bedürfnis empfand, sofort abzureisen, nach Paris zurückzukehren oder auf immer fortzugehen, er wußte nicht wohin.

Als Elisabeth ihn traurig und nachdenklich sah, fragte sie:

— Leiden Sie? Ich fühle, daß Sie Thränen in den Augen haben.

Er antwortete:

— Küsse mich, Kleine. Du verstehst das nicht.

Sie küßte ihn, beunruhigt, denn sie fühlte irgend ein Drama nahen, von dem sie nichts wußte. Er aber vergaß ein wenig bei ihrer Zärtlichkeit und dachte: O, eine Frau gemacht aus diesen beiden, die die Liebe der einen und den Reiz der anderen hätte. Warum findet man das nie, was man erträumt, und warum trifft man nur immer ein „beinah"?

Er träumte immer weiter bei dem gleichmäßigen Ton der Stimme, der er nicht zuhörte, von all dem, was ihn verführt, besiegt und überwunden bei seiner verlorenen Geliebten. Er sagte sich, gequält von der Erinnerung an sie, immer mit dem Gefühl ihrer Gegenwart, das ihn verzauberte, wie den Spiritisten ein Gespenst: Bin ich denn dazu verdammt nie von ihr loszukommen?

Und er unternahm wieder lange Spaziergänge, in der Hoffnung, seinen Kummer irgendwo im Walde los zu werden, in einem Thal, hinter einem Felsen,

im Unterholz, wie ein Mann versucht, ein treues Tier, dessen er sich entledigen will, aber das er doch nicht töten mag, auf weiten Wegen zu verlieren.

Eines Tages kam er in den Buchenwald zurück, der jetzt ein fast dunkler, schwarzer Forst war im undurchdringlichen Blättermeer. Er ging unter den riesigen, feuchten, hohen Wipfelkronen hin, sah auf zu dem sonnenbestrahlten, grünen Dach. Und wie er einem schmalen Pfade folgte, blieb er erstaunt vor zwei miteinanderverwachsenen Bäumen stehen. Kein stärkeres und packenderes Bild seiner Liebe konnte seinen Augen und seiner Seele werden. Eine kräftige Buche umschlang eine große Eiche.

Wie ein verzweifelter Liebhaber mit gewaltigen Gliedern, umschloß die Buche mit zwei riesigen Zweigen den Eichenstamm. Und der andere, den die Umarmung hielt, streckte sich in den Himmel empor, hoch über den Wipfel seines Angreifers hin, gerade, schlank und fein, fast verachtungsvoll. Aber trotz dieser Flucht in die Lüfte, dieser hochmütigen Flucht des Beleidigten, trug er in den Weichen die beiden tiefen, seit lange vernarbten Schnittwunden, die die unwiderstehlichen Buchenäste in seine Rinde gegraben. Auf immer zusammengeschweißt durch diese geschlossenen Wunden, schossen die beiden Bäume empor, ihren Saft mischend, und in den Adern des Bezwungenen rollte und strömte bis zum Gipfel das Blut des Bezwingers.

Mariolle setzte sich, um die Bäume länger zu betrachten. Sie wurden in seiner kranken Seele etwas Symbolisches, Schreckliches, Erhabenes, zwei unbe-

wegliche Kämpfer, die den Vorübergehenden die ewige Geschichte s e i n e r Liebe erzählten.

Dann ging er weiter, noch trauriger. Und plötzlich, wie er, die Augen zu Boden geschlagen, langsam hinschritt, sah er im Gras, schmutzig und vom Regen verwaschen, eine alte Depesche, die ein Spaziergänger fortgeworfen oder verloren hatte. Er blieb stehen. Was mochte das Papier, das da zu seinen Füßen lag, irgend einem Herzen Süßes oder Trauriges gebracht haben?

Er mußte es aufheben. Und halb neugierig, halb angeekelt faltete er es auseinander. Man konnte noch etwas lesen: Komm . . . . . . mir . . . . . . 4 Uhr.

Die Namen hatte die Feuchtigkeit verwischt.

Da senkten sich Erinnerungen, grausam und köstlich, über ihn, die Erinnerungen an all die Telegramme, die er von ihr bekommen hatte, bald um ihm ein Stelldichein zu bestimmen, bald um ihm zu sagen, daß sie nicht kommen konnte. Nie hatte ihn etwas stärker bewegt, nie hatte es ihn mehr durchschüttelt, hatte sein armes Herz mehr gepackt und schlagen gemacht, als der Anblick jener Glück oder Verzweiflung verheißenden Telegramme.

Er blieb beinah niedergeschmettert in Verzweiflung stehen, in dem Bewußtsein, daß er nie wieder ein solches Telegramm empfangen würde.

Und wieder fragte er sich, was wohl mit ihr geschehen sei, seitdem er sie verlassen. Hatte sie gelitten? Hatte es ihr leidgethan, daß sie den Freund

durch ihre Gleichgiltigkeit verbannt? Oder hatte sie sich darein gefunden und war nur gekränkt gewesen in ihrer Eitelkeit.

Und sein Wunsch, etwas von ihr zu wissen, wurde so heftig, so quälend, daß ein seltsamer kecker Gedanke zögernd in ihm aufstieg. Er ging nach Fontainebleau. Als er in der Stadt war, begab er sich zum Telegraphenamt, Zweifel und zitternde Ungeduld im Herzen. Aber eine Gewalt schien ihn zu treiben, eine unwiderstehliche, die aus seinem Herzen kam. Er riß also zitternd ein Formular ab, und dann schrieb er unter Namen und Adresse der Frau von Burne:

„Ich möchte so gern wissen, was Sie über mich denken. Ich kann nicht vergessen.

André Mariolle. Montigny."

Dann ging er fort, nahm einen Wagen und fuhr nach Montigny zurück, unzufrieden mit sich und schon bedauernd, was er gethan.

Er hatte ausgerechnet, daß, wenn sie geruhte ihm zu antworten, er nach zwei Tagen den Brief bekommen würde. Aber er ging am nächsten Tage nicht aus, in Furcht und Hoffnung, von ihr eine Depesche zu bekommen.

In der Hängematte wiegte er sich unter den Linden der Terrasse drei Uhr nachmittags, als Elisabeth ihm meldete, daß eine Dame ihn zu sprechen wünsche.

Er war so erschrocken, daß er einen Moment nach Atem rang. Und mit klopfendem Herzen und zitternden Knieen ging er zum Haus. Aber er hoffte nicht, daß sie es sein könnte.

Als er die Thür des Wohnzimmers geöffnet, sah er Frau von Burne auf dem Sofa sitzen. Sie stand auf und streckte ihm lächelnd, etwas zurückhaltend, mit einer leisen Verstimmung in Gesicht und Haltung, die Hand entgegen mit den Worten:

— Ich wollte doch einmal sehen, wie es Ihnen geht. Aus dem Telegramm ersieht man nicht genug.

Er war so bleich geworden, daß in ihren Augen ein Freudenstrahl aufblitzte. Er war so bewegt, daß er noch nicht sprechen konnte und nur die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, an seinem Mund festhielt.

— Gott, sind Sie gut! — sagte er endlich.

— Nein. Aber ich vergesse meine Freunde nicht, und ich interessiere mich für ihr Schicksal.

Sie blickte ihm gerade in die Augen, tief, mit jenem ernsten Frauenblick, der alles durchdringt, die Gedanken bis zu ihren Wurzeln hinein durchforscht und jede Kleinigkeit aufdeckt. Sie war wohl zufrieden, denn ein Leuchten glitt über ihr Gesicht.

Sie sagte:

— Ihre Eremitage hier ist sehr hübsch. Sind Sie glücklich hier?

— Nein, gnädige Frau.

— Nicht möglich? In dieser schönen Gegend, diesem schönen Wald, an diesem reizenden, kleinen Flüßchen: Aber Sie müssen doch hier ganz ruhig und glücklich sein?

— Nein, gnädige Frau.

— Warum denn nicht?

— Weil man hier nicht vergessen kann.

— Müssen Sie etwas vergessen, um glücklich zu sein?

— Ja, gnädige Frau.

— Darf man wissen was?

— Sie wissen es.

— Nun, und?

— Ich fühle mich sehr elend.

— Das habe ich mir gedacht, als ich Ihr Telegramm erhielt, und deswegen bin ich gekommen, mit dem Entschluß, sofort wieder zu gehen, wenn ich mich getäuscht hätte.

Nach kleiner Pause fügte sie hinzu:

— Da ich nicht sofort wieder zurückfahre, kann ich wohl einmal die kleine Besitzung hier ansehen? Dort ist eine Lindenallee, die scheint mir reizend. Da wird es wohl kühler sein, als im Salon.

Sie gingen hinaus. Sie trug ein lila Kleid, das plötzlich so wundervoll zum Grün der Bäume und zum Blau des Himmels stimmte, daß sie ihm vorkam wie eine Erscheinung, verführerisch und hübsch, auf eine ganz neue, unerwartete Art. Ihre lange, schlanke Taille, ihr frisches, feines Gesicht, das goldblonde Haar unter einem großen Hut, der auch lila war, ein Hut, den eine lange Straußenfeder graziös umschlang, ihre schlanken Arme, deren beide Hände den geschlossenen Sonnenschirm trugen, ihr etwas gerader, stolzer, aufrechter Gang brachten in diesen kleinen, bäuerischen Garten etwas Anormales, Unvorhergesehenes, Exotisches, das seltsame und hübscherdachte Effektstück

eines Märchens, eines alten Stichs, eines Watteauschen Gemäldes, der Phantasie eines Dichters oder Malers entsprungen, die ihre Heldin in die ländliche Umgebung versetzen, um durch den Gegensatz zu zeigen, wie schön sie ist.

In dem Blick, mit dem Mariolle sie betrachtete, zitterte die ganze wiedergekehrte Leidenschaft seines Herzens. Und er dachte wieder an die beiden Bäume, die er auf dem Wege in Montigny gesehen.

Sie sagte zu ihm:

— Wer ist denn das Mädchen, das mir aufmachte?

— Mein Dienstmädchen.

— O, sie sieht aber gar nicht so aus.

— Nein. Sie ist allerdings sehr nett.

— Wo haben Sie denn die gefunden?

— Ganz nahe von hier in einer Künstlerkneipe, wo die Gäste ihre Tugend bedrohten.

— Die Sie gerettet haben?

Er errötete und antwortete:

— Die ich gerettet habe.

— Vielleicht für sich?

— Gewiß für mich. Denn ich sehe lieber ein hübsches Gesicht, denn ein häßliches.

— Ist das alles, was sie Ihnen einflößt?

— Vielleicht hat sie mir noch das unwiderstehliche Bedürfnis eingeflößt, Sie wiederzusehen. Denn jede Frau, die meine Augen anzieht, selbst nur eine Sekunde lang, führt meine Gedanken zu Ihnen zurück.

— Das haben Sie sehr geschickt ausgedrückt. Liebt sie ihren Retter?

Er errötete stärker. Mit der Schnelligkeit eines Blitzes ward ihm klar, daß die Eifersucht am besten ein Frauenherz gewinnt. Er entschloß sich, nur halb zu lügen. Er antwortete also zögernd:

— Ich weiß nicht. Möglicherweise. Sie hat große Anhänglichkeit an mich und versorgt mich sehr gut.

Frau von Burne fragte:

— Und Sie?

Er blickte sie mit Augen an, aus denen die Liebe sprach, und sagte:

— Durch nichts konnte ich Sie vergessen.

Das war wieder sehr geschickt. Aber sie merkte es nicht mehr, so sehr schien ihr dieser Satz der Ausdruck der Wahrheit. Konnte eine Frau wie sie daran zweifeln? In der That, sie zweifelte nicht, war zufriedengestellt und dachte nicht mehr an Elisabeth.

Sie setzten sich auf zwei Triumphstühle in den Schatten der Linden am Wasser, das unten dahinfloß. Und er fragte:

— Was haben Sie von mir gedacht?

— Daß Sie sehr unglücklich waren.

— Durch meine Schuld oder durch Ihre?

— Durch unsere Schuld.

— Und dann?

— Und dann, da ich meinte, daß Sie sehr aufgeregt und exaltiert wären, habe ich mir überlegt, daß es das klügste sein würde, Ihnen erst Zeit zu lassen, sich zu beruhigen. Und ich habe gewartet.

— Auf was haben Sie gewartet?

— Auf ein Wort von Ihnen. Ich habe es bekommen, und hier bin ich. Jetzt wollen wir mal ernst sprechen. Sie lieben mich also noch immer? Das frage ich Sie nicht aus Koketterie, das frage ich Sie als Freundin.

— Ich liebe Sie noch immer.

— Und was soll werden?

— Ich weiß nicht. Das liegt in Ihren Händen.

— O, ich habe sehr bestimmte Pläne, aber ich kann sie Ihnen nicht sagen, ehe ich nicht die Ihrigen kenne. Erzählen Sie mir etwas von sich, was in Ihrem Herzen vorgegangen ist und in Ihrem Geist, seitdem Sie entflohen sind.

— Ich habe immer an Sie gedacht. Ich konnte nicht anders.

— Ja. Aber wie? In welcher Art? Mit welchem Resultat?

Er erzählte, daß er entschlossen war, sich von ihr zu heilen, erzählte von seiner Flucht, seiner Ankunft in diesem großen Wald, wo er nur sie gefunden. Wie Tag und Nacht ihn der Gedanke an sie verfolgt, wie die Eifersucht an seinen Nächten gezehrt. Er sagte alles vollkommen aufrichtig. Nur von der Liebe zu Elisabeth sprach er nicht, deren Namen erwähnte er nicht mehr.

Sie hörte ihm zu, gewiß, daß er nicht die Unwahrheit sprach, überzeugt durch die Sicherheit, die sie empfand, daß sie über ihn herrschte, mehr noch, als durch die Aufrichtigkeit seines Tones und glücklich, ihn besiegt zu haben, ihn wieder in Besitz zu nehmen. Denn trotz alledem mochte sie ihn gern.

Diese zwecklose Situation betrübte ihn, und da es ihn erregte, von dem zu reden, was er alles gelitten, warf er ihr von neuem in leidenschaftlichem Klageton, aber ohne Zorn, ohne Bitterkeit, empört, besiegt, das Unglück vor, daß sie unfähig war, wirklich zu lieben.

Er sagte:

— Andere verstehen nicht, zu gefallen, Ihnen fehlt die Gabe, zu lieben.

Sie unterbrach ihn erregt, voller Gründe und Erklärungen.

— Ich habe wenigstens das eine Gute, ich bleibe konsequent. Würden Sie weniger unglücklich sein, wenn ich jetzt, nachdem ich Sie ein halbes Jahr gern gehabt habe, mich rasend in einen anderen verliebte?

Er rief:

— So ist es also unmöglich, daß eine Frau nur einen Mann liebt?

Sie sagte lebhaft:

— Man kann nicht immer lieben, man kann nur treu sein. Glauben Sie etwa gar, daß die Erregtheit der Sinne mehrere Jahre dauern kann? Nein, nein! Die meisten Frauen, die da lieben, die heftige Wünsche haben, lange oder kurze Zeit, machen einfach einen Roman aus ihrem Leben. Verschiedene Helden treten auf, allerlei Umstände und unvorhergesehene wechselnde Ereignisse ein. Die Lösung ist verschieden. Ich gebe zu, das ist amüsant und interessant für sie, denn die Aufregung bei Beginn, Höhepunkt und Schluß ist

jedesmal neu. Aber wenn es einmal aus ist, dann ist es aus. Begreifen Sie?

— Ja, es ist etwas Wahres daran. Aber ich weiß nicht, wohin Sie steuern.

— Nun hören Sie: Keine Leidenschaft, ich meine, keine verzehrende, brennende, quälende Leidenschaft wie die, unter der Sie noch leiden, dauert sehr lange. Ich habe Ihnen eine schwere, ich weiß schon, sehr schwere Krisis gebracht durch die Sterilität meiner Zärtlichkeit. Aber diese Krisis wird vorübergehen, sie kann nicht ewig dauern.

Sie schwieg. Ängstlich fragte er:

— Und was wird nun?

— Nun meine ich, daß Sie für eine vernünftige, ruhige Frau, wie ich bin, ein sehr passender Liebhaber sein können, denn Sie haben viel Takt. Dagegen würden Sie ein gräßlicher Ehemann sein. Aber freilich, es giebt keinen guten Ehemann, es kann keinen geben.

Er fragte erstaunt, etwas verletzt:

— Warum soll man einen Liebhaber behalten, den man nicht liebt, oder nicht mehr liebt?

Sie antwortete lebhaft:

— Lieber Freund, ich liebe auf meine Art. Ich liebe zurückhaltend, — aber ich liebe.

Er sagte resigniert:

— Sie brauchen vor allen Dingen jemand, der Sie liebt und der es zeigt.

Sie sagte:

— Das ist wahr, das habe ich über alles gern.

Aber auch mein Herz braucht einen heimlichen Begleiter. Die Freude an öffentlicher Schmeichelei und Bewunderung hindert mich nicht daran, treu zu sein und ergeben, und zu glauben, ich verstünde es, einem Mann etwas zu geben, was kein anderer kennt: meine ehrliche Zuneigung, die aufrichtige Hochschätzung meines Herzens, das absolute und geheime Vertrauen meiner Seele. Und dann müßte ich von ihm als Gegenleistung bekommen alle Zärtlichkeit des Geliebten, das seltene und so köstliche Gefühl, nicht allein zu sein. Das ist nicht ganz die Liebe, wie Sie sie sich denken, aber es hat auch seinen Wert.

Er beugte sich zu ihr, zitternd vor Erregung, und stammelte:

— Wollen Sie, daß ich dieser Mann sein soll?

— Ja. Etwas später, wenn Sie besser geheilt sind. Inzwischen ergeben Sie sich drein, daß ich Ihnen ab und zu Schmerzen bereite. Es wird vorübergehen. Und da Sie hier wie dort den Kummer empfinden, so ist es besser, es ist in meiner Nähe, als fern von mir. Habe ich nicht recht?

Mit ihrem Lächeln schien sie ihm zu sagen: „Haben Sie doch ein bißchen Zutrauen.“ Und da sie ihn zitternd vor Leidenschaft sah, fühlte sie in ihrem ganzen Wesen ein Wohlsein, eine Zufriedenheit, die sie auf ihre Art glücklich machte, wie ein Sperber glücklich ist, wenn er auf die gelähmte Beute niederstürzt.

— Wann kommen Sie zurück? — fragte sie.

Er antwortete:

— Nun . . . morgen.

— Gut, morgen. Wollen Sie bei mir essen?

— Ja, gnädige Frau.

— Und ich, ich muß jetzt bald fort! — sagte sie und blickte auf die Uhr am Knopf ihres Sonnenschirms.

— Warum so schnell?

— Weil ich mit dem Fünfuhr-Zug fahren werde. Ich erwarte ein paar Leute zu Tisch: Fürstin Malten, Bernhaus, Lamarthe, Massival, Maltry und jemand neues, Herrn von Charlaine, den berühmten Reisenden, der eben von einer prachtvollen Entdeckungsfahrt aus Kambodscha zurückgekommen ist. Man spricht nur noch von ihm.

Mariolle schnürte es einen Augenblick das Herz zusammen. All diese Namen nach einander thaten ihm weh wie Wespenstiche. Sie enthielten Gift.

Er sagte:

— Also Sie wollen sofort abreisen? Dann begleite ich Sie ein Stück in den Wald.

— Sehr gern. Kann ich erst eine Tasse Thee bekommen?

Als der Thee gebracht werden sollte, konnte man Elisabeth nicht finden.

— Sie macht eine Besorgung! — sagte die Köchin.

Frau von Burne war nicht weiter erstaunt. Welche Befürchtung hätte ihr in der That jetzt dieses Dienstmädchen einflößen können?

Dann stiegen sie in den Wagen, der vor dem Haus wartete. Mariolle ließ den Kutscher einen Umweg machen.

Als sie unter dem hohen Blätterdach hinfuhren, das beim Gesang der Nachtigallen im dunklen Schatten Kühle und Frische gab, sagte sie ganz bewegt von dem seltsamen Gefühl, mit dem die allgewaltige geheimnisvolle Schönheit der Welt durch das Auge das Herz erfüllt:

— Oh, hier ist es schön! Hier ist es schön! Und so friedlich und ruhig.

Sie atmete mit dem Glück und der stillen Bewegung eines Sünders, der beichtet, und legte ihre Hand auf die Andrés.

Aber er dachte:

„Ja, die Natur ist noch immer der Mont Saint-Michel!“ Denn vor seinen Augen erschien wie eine Vision ein Zug, der nach Paris fuhr. Und er brachte sie an den Bahnhof.

Als sie ihn verließ, sagte sie:

— Also morgen um acht?

— Morgen um acht, gnädige Frau!

Strahlend fuhr sie davon. Und er kehrte im Wagen heim, zufrieden, ganz glücklich, obgleich immer noch von Leid geplagt, denn es war nicht zu Ende.

Aber wozu kämpfen? Er konnte nicht mehr. Sie übte einen unfaßbaren Reiz auf ihn aus, stärker als alles. Wenn er ihr entfloh, so trennte ihn das nicht von ihr, aber es raubte sie ihm ganz, während er, wenn er seine Erwartungen etwas dämpfte, wenigstens alles das von ihr haben würde, was sie ihm versprochen. Denn sie log nicht.

Die Pferde trabten unter den Bäumen hin. Und

er dachte, daß sie während dieser ganzen Begegnung nicht ein einziges Mal auf den Gedanken gekommen sei, ihm die Lippen zu bieten. Sie war sich ganz gleich. Nichts würde in ihr anders werden. Und vielleicht würde er immer so durch sie leiden. Wiederum zog ihm der Gedanke an die schweren Stunden, die vorübergegangen waren, an sein Warten, an die entsetzliche Ungewißheit, daß er sie nie gänzlich in seinen Bann bekommen könnte, das Herz zusammen. Er fühlte die Kämpfe voraus und das Leid, das morgen begann. Aber doch war er entschlossen, alles eher zu ertragen, als sie wieder ganz zu verlieren, und fand sich mit jenem ewigen Wunsche ab, der in seinen Adern wie ein furchtbarer nie gesättigter Durst lebte und an seinem Fleisch zehrte.

Diese Qualen, die er so oft durchgemacht, wenn er allein aus Auteuil zurückkehrte, begannen schon wieder und durchliefen seinen Leib, während der Wagen in der Frische unter den hohen Bäumen hinfuhr, als plötzlich der Gedanke an Elisabeth, die ihn erwartete, frisch, jung, hübsch, voll Liebe im Herzen und Küssen auf dem Mund, ihm etwas Linderung brachte. In kurzem würde er sie in den Armen halten und mit geschlossenen Augen, indem er sich selbst betrog wie man andere betrügt, würde er im Taumel der Wollust, die, die er liebte, und die, von der er geliebt ward, vermischen, und so sie beide besitzen. In diesem Augenblick fühlte er gewiß Neigung zu ihr, jene Dankbarkeit des Fleisches und der Seele, die reine Empfindung, die die erwachten Zärtlichkeiten, die geteilten

Freuden im Menschen erregen. Würde dieses verführte Mädchen für seine vertrocknende, traurige Liebe nicht die kleine Quelle sein, die man abends nach langer Wüstenwanderung findet und die mit ihrem frischen Wasser wieder die Kräfte hebt?!

Aber als er in sein Haus zurückkam, war das Mädchen noch nicht wiedergekehrt. Er hatte Angst, wurde unruhig und sagte zur anderen: — Ist sie bestimmt fort?

— Jawohl.

Da ging er auch aus, denn er hoffte, sie zu treffen. Als er ein paar Schritte weit gekommen war, ehe er die Straße, die durch das ganze Thal führt, hinaufging, sah er vor sich die alte, breite, niedrige Dorfkirche, die ein kleiner Glockenturm überragte, auf einem Hügel liegen, über den kleinen Häusern des Dorfes wie eine brütende Henne auf ihren Küchlein.

Ein Verdacht, ein Gefühl trieb ihn vorwärts. Wer kennt die seltsamen Irrgänge im Frauenherzen? Was hatte sie gedacht, was hatte sie begriffen? Wohin war sie entflohen, wenn nicht dorthin, als eine Ahnung von der Wahrheit ihr gekommen?

Das Gotteshaus war sehr dunkel, denn es begann Abend zu werden. Nur die ewige Lampe, die an ihrem Draht im Heiligtum niederhing, kündete die Allgegenwart des göttlichen Trösters. Mariolle ging mit leisen Schritten an den Bänken hin. Als er an den Chor kam, sah er dort eine Frauengestalt knieen, das Gesicht in den Händen. Er näherte sich ihr, erkannte

sie und legte die Hand auf ihre Schulter. Sie waren allein.

Sie fuhr zusammen und wendete den Kopf. Sie weinte.

Er sagte:

— Was fehlt Ihnen?

Sie flüsterte:

— Ich habe gut verstanden. Sie sind hier, weil Ihnen die Kummer gemacht hat. Sie ist gekommen, um Sie zu holen.

Er stammelte, ergriffen, daß nun er es war, der Schmerz erregte:

— Du irrst Dich, Kleine. Allerdings kehre ich nach Paris zurück, aber Du kommst mit.

Sie antwortete ungläubig:

— Ach, das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr?

— Ich schwöre es Dir.

— Und wann?

— Morgen.

Sie begann wieder zu schluchzen und stöhnte:

— Mein Gott! Mein Gott!

Da nahm er sie um die Taille, hob sie empor, zog sie mit sich, ging mit ihr den Abhang hinunter im Dunkel der Nacht. Und am Ufer des Flusses setzte er sich ins Gras und zog sie zu sich nieder.

Er hörte ihr Herz schlagen. Er hörte, wie stoßweise ihr Atem ging. Und voll Gewissensbisse preßte er sie an sich und flüsterte ihr ins Ohr süße Worte, die er ihr noch nie gesagt. Voll Mitleid, und brennend

vor Begier, log er kaum und betrog sie nicht. Und er fragte sich selbst, erstaunt über das, was er sprach und empfand, wie er nur, ganz im Gedanken an die andere, deren Sklave er nun ewig sein würde, so bewegt und hingebend den Liebesschmerz dieser Kleinen trösten konnte.

Er versprach ihr, sie lieb zu haben, — er sagte nicht einfach lieben, — ihr ganz in seiner Nähe eine hübsche, kleine Wohnung einzurichten mit schönen Möbeln und einem Mädchen zur Bedienung.

Sie hörte ihm zu, ward ruhiger, allmählich ruhig. Sie konnte nicht glauben, daß er sie hinterging, denn sie hörte es dem Ton seiner Stimme an, daß es Wahrheit sei, was er sagte. Überzeugt endlich und durch die Möglichkeit geblendet, nun auch einmal Dame zu spielen, diesem höchsten Traum des armen Mädchens, der Kellnerin, die plötzlich die Geliebte eines so reichen und so eleganten Mannes geworden, ward sie ganz trunken von Entgegenkommen, Dankbarkeit und Stolz, die sich in ihre Liebe zu André mischten.

Sie legte ihm den Arm um den Hals und stammelte, indem sie sein Gesicht mit Küssen bedeckte:

— Ich habe Sie sehr lieb. Ich denke nur noch an Sie.

Er flüsterte, weich und ihre Zärtlichkeit erwidernd:

— Liebe, liebe Kleine.

Sie vergaß schon beinah völlig das Auftauchen dieser Fremden, das ihr vorhin so weh gethan. Aber noch blieb ein unbewußter Zweifel in ihr zurück, denn sie fragte mit ihrer schmeichelnden Stimme:

— Werden Sie mich auch wirklich so lieben wie hier?

Er antwortete bestimmt:

— Ich werde Dich lieben wie hier.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

